Unser Blatt

Christliche Monatsschrift,

herausgegeben im Auftrage der Allgemeinen Bundeskonferenz der Mennonitengemeinden der SSSR in Moskau 1925.

„Jesus Christus gestern, heute und derselbe auch in Ewigkeit."

2. Jahrgang. Nr. 10. Juli 1927.

Licht und Wahrheit.

Mose Niederlegung seines Führeramtes.

4. Mose 27, 12—23.

Moses, der Mann Gottes und Prophet s Alten Bundes, war hundert und zwanzig ahre alt geworden. Doch „seine Augen waren cht dunkel geworden, und seine Kraft war cht verfallen", was sehr zum Vorteil seiner rsönlichen Erscheinung spricht, indem die vierjährige Wirksamkeit unter dem Volke Israel ne hohe Begabung kennzeichnet. Sein außerwöhnlicher Lebenslauf, der sich von seiner ndheit an von dem Schicksal eines gewöhnhen Sterblichen stark abhebt, läßt uns in ihm n besonderes Werkzeug der Vorsehung Gots erkennen. Aller Natürlichkeit zuwider war loses von Geburt ein „feines" Kind. Und ochebeth, seine ihn zärtlich liebende Mutter, eiß ihn drei Monate lang in ihrem Hause or den Nachstellungen der Egypter zu verberen. Länger will die Zeit es aber nicht leiden: us seinem Versteck hervor soll er nun an die ffentlichkeit gebracht werden. Auch hier findet e Liebe seiner Mutter einen Weg zu seiner ettung. Und wir wissen nicht, ob wir die Vorefflichkeit ihres Gedankens oder die heroische usführung ihres Entschlusses, den sie gefaßt at, mehr bewundern sollen. In ein Kästin von Schilfrohr, welches sie mit Erdharz nd Pech verpecht, um das Eindringen des Vassers zu verhindern, wird Moses hineingegt und dem gefährlichen Nilstrom, in welem das schreckliche Krokodil und der starke Behemoth hausen, anvertraut. Aber dieser gehrvolle Weg war der Weg, der ihn zur höchen Instanz Egyptenlands führte. Von einer gyptischen Magd wird Moses aus dem Nilvasser gezogen. Und das Geschenk des großen Osiris findet bei der edlen Tochter Pharaos eine dankbare Aufnahme. Damit er gepflegt werde, übergibt sie ihn einstweilen seiner Mutter, um ihn nach der Entwöhnung als ihren eigenen Sohn zu sich zu nehmen.

Gottes Führungen in der Geschichte der Menschheit sind wunderbar, aber dieses Wunderbare bringt er oft auf eine natürliche Weise in Ausführung. Unter dem harten Druck der Egypter schreien und seufzen die Kinder Israel — bis das Schreien über ihre schwere Arbeit, die sie zu verrichten haben, vor Jehovah, den Gott Israels, kommt. Und Jehovah, der das Elend seines Volkes angesehen hat, will es aus dem Diensthause Egyptenlands hinausführen in ein Land, wo Milch und Honig fließt und wo es einen selbständigen, unabhängigen Gottesstaat bilden soll. Hiezu bedurfte er aber eines Mannes, der als Führer dem großen, unerfahrenen Volk vorangehen könnte. Ein Mann von priesterlicher Würde und staatsmännischer Klugheit zugleich sollte es sein. Woher aber sollte nun dieser kommen? — Alle geschichtlichen Daten, die wir haben, lehren, daß ein Volk schon eine gewisse Kulturstufe erreicht haben muß, wenn aus seiner Mitte ein Genie hervorgehen soll. Israel war aber ein Sklavenvolk, und alle Möglichkeit zu einer höheren Entwickelung war ihm genommen worden. Unmenschlich war das Verfahren der Egypter mit ihnen. Um auch den leisesten Versuch, sich von der schrecklichen Tyrannei zu befreien, in den Israeliten sogleich im Keime zu ersticken, wurden sie mit schwerer Arbeit überlastet; zudem, um ihre Zahl auf ein kleines

Quantum einzuschränken, beraubte man sie ihrer männlichen Leibesfrucht und brachte dieselbe dem Nilstrome, einem Gotte Egyptenlands, zum Opfer. Auf eine so entsetzliche Weise unterdrückt und herabgewürdigt, mußte jegliches Freiheitsbestreben in ihnen erlöschen. Hilflos und ratlos lassen sie nur noch ihr ohnmächtiges Klagegeschrei zum Himmel emporsteigen. Und doch soll ihnen aus ihrer Mitte ein Retter erscheinen, — Moses, ein wahrer Sohn seines Volkes, mit den Ergebnissen der egyptischen Kultur ausgestattet, ist das Werkzeug, das der Herr zu seinem Dienste gebrauchen will.

Dunkel ahnt Moses, als er groß geworden ist, seine hohe Bestimmung. Und mit dem Totschlag eines Egypters beginnt er seine neue Laufbahn. Aber unverhallt, wie er erschienen war, verschwindet er wieder von der Schaubühne, um in der Schule Gottes seine weitere Ausbildung zu erhalten. In dem Lande Midian soll sich sein hitziges Temperament abkühlen, indem sich die feurige Kraft seines Jugendcharakters ins Leere ausflutete, weil sie dort keinen Gegenstand des Widerstandes findet. Durch seinen beständigen Umgang mit dem sanftmütigsten Tier der Welt, dem Schaf, h[at] auch er nun eine wahre Schafsnatur beko[m]men. „Der Mann Moses aber war sehr san[ft]mütig, mehr als alle Menschen, die auf Erd[en] waren." (4. Mose 12, 3; Elberfeld. Übers.) Un[d] hat er somit die größte Annäherung zu de[m] Lamme, welches für der ganzen Welt Sün[de] geschlachtet worden ist, erreicht.

Nach einer so gründlichen Umgestaltun[g] seines inneren Wesens, soll er nun seinen Hi[r]tenstab niederlegen und den Führerstab eines großen Volkes annehmen, was nach einer theo[-]logischen Auslegung in dem Hinwerfen seines Stabes am Berge Horeb, wobei dieser zu[r] Schlange wird, und Ergreifen der Schlange beim Schwanze, wobei sie wieder zum Stabe wird in seiner Hand, sinnbildlich dargestellt worden ist.

Der betende Moses.

Aber was er sich früher aus eigenem An[-]triebe zu tun anmaßte, weil es seiner Ehrliebe schmeichelte und seinen Gerechtigkeitssinn be[-]friedigte, ist ihm jetzt, weil er keine Kraft in sich fühlt, ein Gegenstand des Abschreckens ge[-]worden. Ungern nur, nach langem Weigern, gibt er der Stimme aus dem brennenden Dorn[-]busch nach. Aber einmal entschlossen zu

horchen, hat er eine für alle Zeiten vorbildliche eue in seinem Berufe geübt, „Moses zwar r treu in seinem ganzen Hause", so gibt ihm ugnis der Schreiber des Ebräerbriefes. Unmüdlich ist er tätig an dem Werk, welches n von Gott zu tun geboten ist. Durch seine erschütterliche Ruhe, die er selbst in der größ- Gefahr bewahrt, und durch seine unwiderbliche Festigkeit gegen alle, die wider ihn und n Volk auftreten, hat er sich die Würde eines oßen Mannes erworben, während sich der ilige Ernst zu Jehovah, dem Gott, welchem dient, auf seinem Angesicht plastisch zeichnete.

Bis zu den Grenzen Kanaans hat er das lsstarrige Volk wie eine Herde Schafe geet. Und jetzt, wo er dem Ziele seiner großen bensaufgabe so nahe ist, wo er schon im Beiffe steht, sein Volk in das ihnen verheißene nd einzuführen, — da soll er nun sein Fühamt niederlegen. „Und Jehovah sprach zu ose: Steige auf dieses Gebirge Abarim und h das Land, das ich den Kindern Israel geben habe. Und hast du es gesehen, so rst du auch zu deinen Völkern gesammelt rden." In dem entscheidenden Momente, wo Jehovah begonnen hatte, seine Größe und seine arke Hand zu zeigen, soll er seinen Führerstab einen andern abtreten. Da blutet ihm das erz in seinem Innern. Und voll Inbrunst ttet er Jehovah um die Gewährung des Einnges in das gute Land. Aber das Haderasser von Kades in der Wüste Zin wird ihm Erinnerung gerufen. Und eingedenk dessen: ß der Mensch nicht hinanreicht an die Herrchkeit, die er von Gott haben soll, und wissend, ß der Geist des Menschen davon, er selber er zur Erde werden muß, — gibt er dem efehle Jehovahs nach. Nicht in stumpfer erzweiflung, oder wilder Verzagtheit. Nein! s bestelle Jehovah, der Gott der Geister alles Fleisches, einen Mann über die Gemeinde, damit die Gemeinde Jehovahs nicht sei wie Schafe, die keinen Hirten haben, ist, was er Jehovah zu sagen hat. Auch der Verlust seiner Würde, welche er zum Teil auf Josua, den Sohn Nuns übertragen soll, „und lege von deiner Würde auf ihn", ist für ihn nicht beklagenswert. Für Gottes Reich hat er gearbeitet, gelebt und gelitten, und der Fortgang dieses Reiches liegt ihm näher, als seine persönlichen Interessen. Mit fast übermenschlicher Selbstverleugnung trifft er noch mit großer Umsicht alle Anordnungen, die zu einem Fortbestehen dieses Reiches ihm als notwendig erscheinen.

Aber es ist dieses nicht das Schicksal des Mannes Moses allein. Tausende und Abertausende treuer Arbeiter haben und müssen auch heute noch ihre Arbeit niederlegen und an andere abtreten. Denn ewig bleibend ist nur der, der da gesagt hat: „Ich werde sein, der ich sein werde." Er, der da von sich bezeugt hat: „Ich bin das A und das O, der Anfang und das Ende", ist das absolute Sein des Wandelbaren in der Erscheinung. Und ewig und absolut ist auch sein Reich, welches er auf Erden angefangen und zubereitet hat, daß es bleiben soll. Das innere Wesen dieses Reiches ist der Geist „ich will ausgießen meinen Geist", der sich ewig derselbe bleibt. Aber ewig hinfällig und wechselnd ist die Materie, durch welche und in welche dieses Reich auf Erden zu seiner Vollendung gebracht werden soll. „Und ob alles in ewigem Wechsel kreist, es bleibt im Wechsel ein ruhiger Geist." (Schiller.)

Angesichts dieser unumstößlichen Tatsache und ewigen Wahrheit lasset auch uns, lieben Brüder, mit Mose, dem großen Führer und Propheten des Alten Bundes, beten: „Lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden."

J. Klassen.

Das Witwenscherflein.

Mark. 12, 41—44.

Was haben wir darunter zu verstehen? arüber herrscht bei vielen Unklarheit; maner meint, das Kleinste und Schlechteste passe och für die Armen- und Reichsgottessache, enn es komme dort unter die Rubrik „Scherfin". Ich möchte diese Frage nun biblich leuchten.

In Vers 41 heißt es: „Viele Reiche legten el ein", in V. 42: „Eine arme Witwe legte ei Scherflein ein, das ist ein Pfennig." Und och sagt Jesus: „Diese arme Witwe hat mehr ngelegt als alle, die in den Schatzkasten einlegt haben" und begründet selber seine eigentümliche Behauptung folgend: „Alle haben von ihrem Überfluß eingelegt; diese aber hat von ihrem Mangel, alles was sie hatte, eingelegt, ihren ganzen Lebensunterhalt." — Was nun hat Jesus bei der Gabe der Witwe angesehen, wenn er sagt, daß sie mehr eingelegt hat, als alle? 1.) Die Größe der Gabe im Verhältnis zu dem, was sie hat, 2.) Die Gesinnung, mit welcher sie gibt. — Aber nicht hat er den materiellen Wert der Gabe angesehen.

Die Witwe besitzt zwei Scherflein, d. i. ein Pfennig, und das gibt sie. Sie gibt ihr Alles. Also Scherflein geben heißt alles geben. Damit

stimmt 1. Kor. 7, 30—31: „Die Kaufenden als nicht Besitzende und die der Welt Gebrauchenden als ihrer nicht als Eigentum Gebrauchende." — Nicht redet die Schrift in dem Sinne, als müßte man alles auf einmal geben; im Gegenteil mahnt Paulus (1. Thess. 4, 11—12) zu arbeiten, um niemandes zu bedürfen und (Eph. 4, 28) auf daß man habe den Dürftigen mitzuteilen, folglich: arbeite, halte das für dich zum Leben Nötige, den Überfluß gib den Armen! Dies ist die im Worte Gottes vorgeschriebene **allgemeine Ordnung.** Dieselbe ist auch sehr klar ausgesprochen 2. Kor. 8, 11—14: „Nun aber vollbringet auch das Tun, damit, gleich wie die Geneigtheit zum Wollen also auch das Vollbringen da sei nach dem, was ihr habt. Denn wenn die Gemeinschaft vorliegt, so ist einer angenehm nach dem er hat, und nicht nach dem er nicht hat. Denn nicht auf daß andere Erleichterung haben, ihr aber Bedrängnis, sondern nach der Gleichheit: in der jetzigen Zeit diene euer Überfluß für den Mangel jener, auf daß auch jener Überfluß für euren Mangel diene, **damit Gleichheit werde.** Das ist christliche Kommune: nicht eine aufgezwungene, sondern eine freiwillige, wobei der Umfang der Anwendung dem Gewissen der einzelnen Gläubigen überlassen wird, denn wo der Geist des Herrn ist, ist Freiheit (2. Kor. 3, 17) und nicht Zwang (2. Kor. 9, 7). — Die Schrift aber macht von dieser Ordnung oder Regel auch Ausnahmen, und zwar nach zwei Seiten hin. Matth. 19, 21 sagt Jesus zu dem reichen Jüngling, der vorgibt, ihm nachfolgen zu wollen: „Wenn du vollkommen sein willst, so gehe hin, verkaufe deine Habe (nach Luth.: „was du hast") und gib (nach Luth.: „und gibs", also alles) den Armen, und du wirst einen Schatz im Himmel haben." Der Jüngling sollte alles verkaufen und alles **abgeben,** weil er mit dem Herzen an den Gütern hing und dieselben sein Götze waren (Geldliebe ist laut der Schrift Götzendienst). — Eine Ausnahme nach der andern Seite hin haben wir z. B. in Abraham, von welchem gesagt ist, daß er **sehr reich** war. Der Herr hatte ihn reich gemacht, denn Reichtum sowohl als Armut kommt vom Herrn, 1. Sam. 2, 7: „Jehovah macht arm und macht reich." Sein ist beides, Gold und Silber. 1. Joh. 3, 17 heißt es: „Wer aber der Welt Güter hat." Es gibt Kinder Gottes, die der Welt Güter haben dürfen, denn sie können solches ertragen. Sie haben die Güter, als hätten sie sie nicht; sie geben auch alles, wie die Witwe in dem Sche lein, indem sie ihre irdischen Güter alle und überall dem Herrn zur Verfügung stell und sich als die bloßen Verwalter derselb erkannt haben. Ihre Spenden an Tausende und Millionen sind auch Scherflein im Sin Jesu, denn sie halten nichts für sich verborge wie Ananias und Saphira taten. — Darum soll deine Gabe auch angesehen werden, w die der Witwe, dann gib dein Alles, stelle al dem Herrn zur Verfügung!

Der Witwe waren die zwei Scherflein teu sie wirft sie in den Kasten, um damit de Herrn zu dienen und ihm zu gefallen. D Scherflein bildeten ihren ganzen Lebensunte halt; damit ist angedeutet, daß sie sich für da wenige Geld doch noch etwas Speise hä kaufen können. Es fällt mit der Gabe ih letzte Nahrungsstütze. Sie ist bereit, Hunger zu sterben, wenn sie bloß noch einen Die dem Herrn tun kann. Jedenfalls gibt sie nic mit dem Vornehmen, die Leute anzusprech nachdem sie das Ihre weggegeben, denn so ches ist, wie wir oben gesagt haben, nicht i Sinne der Schrift gehandelt. Indem sie gib gibt sie ihr Leben auf. Sie lebt nicht vo Brot allein, ihre Speise ist, wie Jesus (Jo 4, 34) sagt, den Willen Gottes zu tun, ih zu dienen. Diese Gesinnung lobt Jesus. — Gib dein Leben ab an den Herrn, dann gib du „Scherflein"! 1. Joh. 3, 16: Auch wir sin schuldig, für die Brüder das Leben darzulegen.

Den materiellen Wert der Gabe hat Jesu nur so hoch geschätzt, wie er tatsächlich wa nur zwei Scherflein. Denn zwei Scherflein sin eben nur zwei Scherflein, und sie haben a materielle Hilfe auch nur diesen Wert. Soll daraus mehr werden, wie aus den fünf Br ten und zwei Fischen bei der Speisung de Fünftausend, dann müßte Jesus die Gabe dur ein Wunder segnen. Er hat ja auch durch ei Wunder Wasser in Wein verwandelt, wie au die Welten aus dem Nichts durch das Wo des Herrn hervorgegangen sind. Weil nu aber nicht alle Gaben mit Wundern verbunde werden, soll man vernünftigerweise so gebe daß die Gabe auch an sich einen Wert ha besonders wo es sich um Unterstützung de Armen handelt. Niemand soll sich täusche daß er „Scherflein" gibt, wenn seine Gab nur einen geringen oder winzigen Teil seine Vermögens ausmacht, denn wie wir geseh haben, Scherflein geben bedeutet alles gebe ja sein Leben.

ar.

Mit welcher Waffe sollen Christen kämpfen?

Als der Herr Jesus verraten war und vor ilatus stand, fragte dieser ihn: „Was hast getan?“ Jesus antwortete: „Mein Reich nicht von dieser Welt. Wäre mein Reich n dieser Welt, meine Diener würden darob mpfen, daß ich den Juden nicht überantwor- würde. Aber nun ist mein Reich nicht von eser Welt.“ (Joh. 18, 36.) Der Herr Jesus ußte, daß auch er nur durch den natürlichen od in das ewige Leben eingehen konnte. Er igt auch gleich darauf hin, daß man sich das wige Leben nicht durchs Schwert erringen kann. ir Menschen können nur selig werden durch n alleinseligmachenden Glauben an Jesum hristum, der die Welt erlöst hat mit seinem uren Blute, das er vergossen hat auf Gol- tha am Kreuzesstamme. In ersterer Mei- ung war aber die katholische Kirche im Jahre 096, indem sie das heilige Grab Christi in alästina mit dem Schwert zu erkämpfen be- ann.

Das heilige Land, wohin man seit Kon- antin dem Großen zahlreich wallfahrtete, ar im Jahre 637 in die Hände der Araber efallen. Vorerst ließen diese die Pilger unge- ndert, schon um der Abgaben willen, die ese entrichten mußten. Indessen eroberten die eldschucken, ein Volk von türkischer Herkunft, s hinter dem Kaspischen Meer seinen Wohn- hatte, ums Jahr 1076 Syrien und Jeru- lem, und nun wurden die Pilger recht hart t und in Jerusalem mißhandelt. Schon der ächtige Papst Gregor VII. hatte auf Hilfe dacht. Da erschien ein Franzose, Peter von miens, welcher Augenzeuge jener Mißhand- ngen gewesen war, vor Papst Urban II. mit Bitte um Hilfe wider die Ungläubigen. ohammedaner.) Er erhielt die Erlaubnis mherzuziehen. Auf einem Esel reitend, in ein renes Pilgerkleid gehüllt, mit einem Strick ngürtet, das Kreuz in der Hand und barfuß, rchzog er Städte und Länder und schilderte f Straßen und Gassen, auf Märkten und in irchen mit glühenden Farben und unter hei- n Tränenströmen die Bedrängnisse des hei- gen Landes. Bald glühte ein Feuer der Be- isterung durch die ganze Christenheit, und dlich wurde auf zweien Kirchenversammlun- n ein Heereszug nach dem gelobten Lande schlossen.

Die ersten Schwärme, die nahe bei 200.000 lann betrugen, waren freilich nur zusammen- laufenes Gesindel; sie zogen voraus und nden größtenteils ihren Tod, ehe sie noch as vom heiligen Lande gesehen hatten.

Den eigentlichen ersten Kreuzzug, der im Jahre 1096 begann, führte Gottfried von Bouillon an, ein edler, tapferer und frommer Herzog aus Frankreich. Mit 90.000 Mann Streitern zog dieser über den Rhein nach Deutschland. Endlich kamen sie auch vor Konstantinopol an. Hier wurden sie von dem griechischen Kaiser, welcher in Konstantinopol seinen Sitz hatte, argwöhnisch behandelt. Bei einer in Kleinasien vorgenommenen Musterung fand man das ganze Heer der Kreuzfahrer auf 100.000 Mann zu Fuß, ebenso viele Ritter und Reiter angewachsen; die Weiber, Kinder, Mönche, Knechte und dgl. mit eingerechnet, betrug die Zahl des Christenheeres gegen 600.000 Seelen. Von Konstantinopol zogen sie nach Kleinasien und erkämpften nach acht- monatlicher Belagerung Antiochien. Doch noch ein ganzes Jahr lang hatten sie viel zu lei- den, ehe sie Jerusalem erblickten. Namenlose Wonne ergriff sie, als die langersehnte Stadt endlich vor ihren Blicken lag. Alle jauchzten und weinten vor Freude, warfen sich nieder, küßten den Boden, wären freilich gern gleich eingezogen. Aber erst nach einem furchtbaren wochenlang fortgesetzten Kampf erstürmten sie die Stadt. (1099). Nun ging es an ein Wür- gen und Morden, das beispiellos war. (Das Blut soll in Strömen die Höhe hinabgeflossen sein.) Ein solcher unchristlicher Mordgeist be- seelte die Kreuzfahrer und nicht weniger Raub- sucht. Gottfried von Buillon nahm weder an diesen blutigen Greueln, noch an dem Jagen nach Beute Anteil. Sobald der Sieg entschie- den war, begab er sich noch während des Mordgetümmels, von drei Rittern begleitet, in wollenem Pilgerkleid und mit entblößten Füßen aus der Stadt, walte um ihre Mauern, ging durch das Tor, welches gegen den Ölberg liegt, nach der Kirche des heiligen Grabes und überlies sich der Andacht.

Die Walbrüder, des Mordens müde, legten ihre Waffen ab, reinigten sich vom Blute der erschlagenen Türken und eilten mit entblößten Häuptern und Füßen zu den noch von Blut rauchenden heiligen Orten. Die Stadt, in wel- cher kurz vorher nur das wilde Geschrei der Würger und das Gewinsel der Sterbenden ge- hört wurde, erschallte jetzt von den Lobge- sängen zur Ehre Gottes und von den Gebeten der zum Grabe des Heilandes Wallenden, und die grausamen Krieger, deren Gemüt jeder milden Empfindung noch eben verschlossen war, beugten jetzt ihre Knie und vergossen Tränen der Andacht an den Orten, wo das

noch warm fließende Blut sie an ihre Grausamkeit erinnerte.

Viele bekannten laut ihre Sünden und gelobten Besserung. Wohl selten sah man eine so schnelle Umwandlung. Man rechnet, daß in 200 Jahren, während welcher die Kreuzzüge dauerten, gegen 7.000.000 Menschen ins Morgenland zogen, und wenige von ihnen sahen ihr Vaterland wieder. Trotz dieser ungeheuren Opfer hatte das ganze Unternehmen keinen Bestand. Das neue christliche Königreich in Jerusalem erhielt sich nur kümmerlich. Im Jahre 1291 ging auch die letzte Besitzung daselbst für das Abendland verloren. Alle Kreuzzüge zu beschreiben, die da gemacht wurden, würde zuviel Papier in Anspruch nehmen. Aber ich denke, daß dieser eben angeführte Kreuzzug, welcher im Jahre 1096 begann und 1099 mit dem Siege endete, uns genug St... gibt, wie man für das Reich Christi ni... streiten soll.

Die Kreuzzüge sind nur ein großes Z...chen, an dem wir absehen können, wie m... für des wahren Gottes Ehre nicht eifern ... mit welcherlei Waffen man für das Re... Christi nicht kämpfen soll. Die Kreuzz... die durch das verweltlichte Christentum ...macht wurden, sind ein Schandflecken für d... wahre Christentum geworden.

Fragst du mich, lieber Leser, mit welch... Waffe sollen Christen kämpfen, so weise ... dich auf Epheser 6, 10—20 hin, wo Paul... darauf antwortet. Und zum Schluß sage ... noch, daß für das Reich Christi nur Kin... Gottes in Liebe und Sanftmut arbeiten könn...

Nataschino, 1927. Gerhard Gooss...

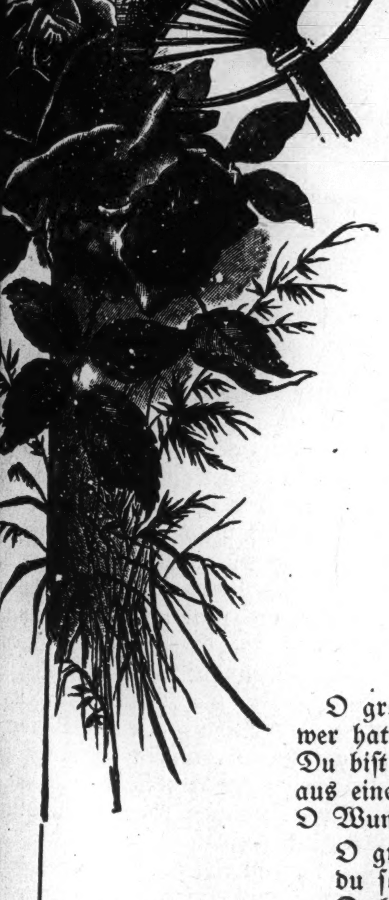
Ist wirklich das Christentum naturfeindlich?

Wie stellt sich denn unser Herr und Meister selbst zur Natur? Das entscheidet. „Gott sah an alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut", so urteilt Jesu Bibel über die gesamte natürliche Welt; vor allem die Psalmen werden nicht müde, Gott zu preisen als den Schöpfer der Welt: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Feste verkündiget seiner Hände Werk!" Denkt etwa Jesus anders? Ihm ist die Natur des Vaters heiliges Werk, für das er sorgt in nimmermüder Liebe; der Vater kleidet die Lilien auf dem Felde; der Vater wacht über die Sperlinge auf dem Dach; der Vater gebietet dem Sturm auf dem Meere und den Sternen am Himmel. Gewiß, Jesus wie die Propheten bleiben dabei: „Unser Gott ist im Himmel"; als den Überweltlichen rufen sie ihn an: „Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth!" Aber der Heilige erfüllt doch alle Lande mit seiner Herrlichkeit, er wohnt unter seinem Volk, ja, er ist nicht fern von allen Menschenkindern: „In ihm leben, weben und sind wir." Jesus kennt seinen Vater als den Schöpfer der Welt und den Herrn der Welt — wie sollte das Christentum naturwidrig sein? Jesum Christum macht der Glauben an d... Vater nicht zum Gegner der Natur, sonde... zu ihrem Freund. Er ging nicht von der N...tur aus zu Gott; ihm war Gott vielmehr i...nerlich gewiß, ihm, der da sagen konnte: „I... und der Vater sind eins." Aber weil er Go... kannte als den Schöpfer und Herrn der Wel... darum fand er in Gott den Weg zur Natu... Ihm, dem Herrn und Meister, folgen auch w... Nicht durch die Natur zu Gott, wohl ab... durch Gott zur Natur. Uns ist die Natur he...lig, denn sie ist Gottes Werk. Sie ist geschaff... aus seiner Fülle; sie ist durchwaltet von sein... Kraft; sie wird regiert von seinem Geist. Un... ist Gott nicht beschränkt durch die Macht d... Natur. Wir glauben an den Gott, der da ... der Weltenschöpfer und der Weltenherr. Nic... **christlich, sondern heidnisch** ist uns darum **die Verachtung der Natur** und ihrer Kräft... Wer durch Jesum Christum den Vater gefu...den hat, dem ist die Natur heilig als Gott... Werk und Gottes Eigentum.

(Aus „Apolog. Predigten" v. Prof. D. H...bert in R. Falke) Eingesandt von J. C.

Es ist Gott nicht um die Werke zu tun, wenn das Herz und die Liebe fehlen. Was soll ihm die Spreu, was soll ihm das Stroh, wenn andre die Garben zählen?

Man darf dem Heiland nicht bloß folgen wollen nach Kana zur Hochzeit, sondern muß auch bereit sein, mit ihm auf Golgatha zu leiden. Ein Herz mit ihm, ein Schmerz mit ihm!



Gottes große, schöne Welt.

Wenn heut ich frei von allen Sorgen
bewundernd mir die Welt anseh;
dann ruft mein Herz voll heilgem Staunen:
o große Welt, o große Welt.
Laß in der Ferne ich die Blicke weilen
und sehe hin zum blauen Firmament,
wenn Aug und Sinn zu jenen Wolken eilen,
dann denk ich still, still vor mich hin:
wie weit reicht doch die Welt.

Und weilt mein Blick hier in der Näh,
wo überall ich schöne Blumen seh;
wenn auf des Aethers leisen Schwingen
zu meinem Ohr Musik will dringen,
dann ruf ich laut und hell:
o schöne Welt, o schöne Welt.
Hör ich der Vögel Sang,
seh überall ich schöne Pracht;
so jauchzt mein Herz in mir und spricht:
o große Welt, o schöne Welt,
in dir es mir gefällt!

O große Welt, o schöne Welt,
wer hat dich hergestellt?
Du bist aus einem Nichts entstanden,
aus eines Schöpfers Macht hervorgegangen.
O Wunderwelt, o Wunderwelt.
O große Welt, von Gott gemacht,
du sollst vergehn in tiefer Nacht.
Doch durch des Feuers Kraft geläutert,
wirst du nach Gottes Rat erneuert.
O neue Welt, o neue Welt!
Schon hier schlägt dir mein Herz.

J. Klassen.

Geschichtliches.

Aus unsern westpreußischen Gemeinden.

Von Br. Fast, Eichwalde in Westpreußen.

Zu meinem Bericht über den Besuch bei den Mennoniten in Deutschland möchte ich diesen Vortr beilegen. Er wurde anläßlich der 400 Jahrfeier in der Kirche zu Heubuden von Br. Fast gehalten u ist mir durch Ältesten Johann Penner, Prangenau, zur Verfügung gestellt worden. J. Rempel, Ältest

Menno in Preußen in unserer engeren Heimat!

Weit zurück schweift unser Blick, um dieses Bild zu fassen. Auf seinen Wanderungen durch alle Länder des nördlichen Europas, von seinen Feinden und Verfolgern gehetzt, wie ein Edelwild, oder wie ein Verbrecher, auf dessen Kopf hohe Belohnung ausgesetzt war, ist Menno auch hier in Preußen gewesen, um die bereits angesessenen Glaubensbrüder im Glauben zu stärken und zu Gemeinden zu ordnen. „An die Gemeinde in Preußen" richtete Menno 1549 einen Brief. Es handelt sich wahrscheinlich um die Gemeinden zu Danzig, Thorn, Graudenz und Elbing, die in ihren Anfängen Menno selbst bedient und gepflegt hat, als deren Ältester er genannt wird. So berichtet die Geschichte der Gemeinde Danzig, daß Menno „bei und in Danzig seine holländischen Landsleute und Glaubensgenossen wiederfand, und sammelte sie in den Häusern hier und dort im Stillen um sich, ermahnte sie zur Standhaftigkeit und zu einem untadelhaften Wandel nach Christi Wort, taufte die darum Bittenden und vereinigte sich mit ihnen in der Abendmahlsfeier zur Stärkung des Glaubens und der Liebe." Erwähnenswert ist noch, daß nach Menno sein Freund und Mitkämpfer Dirk Philipps, Ältester der Danziger Gemeinde gewesen ist.

Wie zahlreich die Mennoniten oder die „stillen Taufgesinnten", wie sie im Gegensatz zu den aufrührerischen Wiedertäufern genannt wurden, hier bereits angesiedelt waren, ist nicht festzustellen, wohl aber ist erwiesen, daß unter den hier und dort wohnenden „Holländer" nur wenige dieser stillen Leute zu finden sind. Namentlich die Ansiedlung bei Preußisch-Holland bestand in der weitaus größten Zahl aus Reformierten, unter denen sich unruhige Wiedertäufer befanden. Die Geschichte unserer Gemeinden hier in dem alten Westpreußen nimmt festere Gestalt an mit der Berufung unserer Väter durch die polnischen Grundbesitzer in die Werder, wie auch in die Graudenzer Gegend, wo die Gemeinde Montan als die Wiege der Mennoniten des Kreises Schwetz anzusehen ist.

Doch nicht die Geschichte als solche alle soll uns in dieser Stunde beschäftigen; auf d Leben und die Entwickelung der Gemeinde w len wir sehen, soweit geschichtliche Unterlag dazu vorliegen. Unter welchen drückenden U ständen unsere Väter lebten; wie sie bereit w ren, jedes Opfer an Hab und Gut, an Fl und Arbeit zu bringen, wenn sie nur ihres Gla bens leben durften und unbehindert und una gefochten Gott dienen konnten nach ihrer We in der erkannten Wahrheit, das soll lebend werden vor uns, einem Geschlecht, das in G fahr stand, das Alte zu vergessen, bis, selbst schwere Not geraten, es sich besinnt auf die T ten seiner Väter und aus ihnen Mut und Kra schöpfen will für sich und seine Nachkomme

Die Aufzeichnungen der Ältesten der Ol lofferfelder Gemeinde, Donner, Vater wie Soh können uns über die inneren und äußeren Z stände und Verhältnisse unserer Gemeinden d beste Auskunft geben, weil sie im eigentlich Sinne des Wortes Kleinarbeit sind, Schilderu gen der Vorgänge innerhalb der Gemeind ohne die Absicht, die Geschichte der Gesam heit der Gemeinden darbieten zu wollen. Arbeit umfaßt in der Hauptsache die G meinden im Großen und Kleinen Werder u erwähnt die andern nur im Zusammenha mit diesen bei besonders wichtigen, die G samtheit der damaligen Gemeinden betreff den Angelegenheiten.

Donner schreibt: „Das Schicksal der Me noniten ist, wie ihre Gotteslehre, dem Schick der heiligen Stifter der christlichen Religion u deren ersten Bekenner von jeher mehr oder w niger gleich gewesen; Spott und Verfolgu war ihr Los, und zwar in härterem oder leic terem Maße, je nachdem es der Zeitpunkt m sich brachte. Die Worte des Heilandes sind ihnen öfters in Erfüllung gegangen: „Ihr müß gehasset werden von jedermann um meines N mens willen." Matth. 10. In neuerer Zeit sin sie zwar menschlicher behandelt und milder g duldet worden, jedoch werden sie in diesem Auge blick, wie es scheint, von dem größten Te andersdenkender Christen lieblos und unrich

eilt, ohngeachtet man ihre Grundsätze verwerflich machen kann, weil sie einzig allein in der Lehre Jesu Christi und sei- Apostel gegründet ist.“

So schrieb Donner vor mehr als 100 Jah- und wir müssen ihm heute noch, nament- n den letzten Sätzen seiner Ausführung, bei- hten. Von Verkennung und Verfolgung t die ganze Geschichte unserer Gemeinden. spricht aber auch von der Treue im Glau- unserer Väter, von ihrer Ausdauer und dhaftigkeit; am deutlichsten aber spricht sie der wunderbaren Führung Gottes durch Drangsale der Jahrhunderte.

Wir lesen weiter: „Die Ansiedlung in den rienburgschen Niederungen geschah im Jahre 2. In den Niederungen höher aufwärts an Weichsel ist die Ansiedlung der Mennoniten fähr zwanzig Jahre früher geschehen.“ er die letzten Ansiedler gekommen sind, ent- sich genauer Kenntnisse. Als sicher ist an- hmen, daß sie zum weitaus größten Teil falls vertriebene Holländer, dann aber auch dem südlichen Deutschland oder Mähren ohene Taufgesinnte gewesen sind. „Es ist anzumerken, daß zuvor, ehe unsere Väter Holland allhier ins Land gekommen, sind ge von den Mennonisten aus Deutschland ekommen, um die Gegend zu besehen; weil ber lauter Moräste und Gebüsche gewesen, ihnen selbiges urbar zu machen allzuschwer hienen, so haben sie nicht wollen herziehen. Holländer aber haben es mit Wassermüh- gezwungen, und davon haben die Deutsch- er nicht Wissenschaft gehabt.“ Vielleicht die Deutschländer in die Niederungen auf- ts der Weichsel gezogen, deren Urbarma- g nicht solche Anforderungen an die Kennt- der Entwässerungsarbeiten stellte.

Um das Jahr 1586 hielten die Gemein- zu Thorn und Montau mit drei Werde- en Gemeinden, Marienburg, im Kleinen rder und wahrscheinlich Ohrlofferfelde—El- g eine Zusammenkunft, auf welcher eine ere Verbindung der „friesichen“ Gemeinden er sich gestiftet wurde, und einige Jahre spä- nehmen sie jene „hochdeutschen“ in ihre reinigung auf. Daß aber auch dort die aus land hergezogenen Ansiedler in der Mehr- l waren, beweist, daß nach Stobbe in Mon- bis ins 18. Jahrhundert hinein noch in ländischer Sprache gepredigt wurde. Auch st die Bauart auf holländische Art hin. der Schwetzer Niederung fanden sich zwei meinden, der „Groninger“, die wohl am gsten die alte Einfachheit in der Kleidung behielten, im übrigen sich von den anderen chtungen der Mennoniten, wie diese selbst untereinander, hauptsächlich in der Lehre von dem Bann unterschieden. Donner erwähnt ihrer im Jahre 1778: „Dieses Jahr haben die Groninger Mennonisten auf Klein-See nahe bei Schwetz, eine Unterstützung von 1 fl. von der Hube bekommen.“ Wir sehen darin ein Zeichen brüderlicher Liebe, die der Mitbruder in seiner Eigenart zu tragen vermag im Hinblick auf das Einigende und Verbindende im gemeinsamen Glauben.

Wenden wir uns nun den Mennoniten „in den Marienburgschen Niederungen“ zu, so müssen wir zuvor erwähnen, daß vor ihnen bereits Glaubensgenossen in Elbing erwähnt werden, die vor 1550 schon dort wohnten. Auch sie hatten, wie die Mennoniten zu Danzig, unter dem Neid der Bürger zu leiden, welche bei den Behörden Beschwerde führten über den Mitbewerb der Mennoniten in Handel und Gewerbe. Die Mennoniten wurden z. Z. aus der Stadt gewiesen und ihnen der sumpfige Ellerwald übergeben, den sie unter regem Zuzug holländischer Glaubensgenossen urbar machten. Auf Grund dieser günstigen Erfahrungen mit den holländischen Mennoniten beriefen die Herren Hans und Simon von Loyzen, Lehnsherren der Ländereien um Tiegenhof, ebenfalls Mennoniten aus Holland auf ihren Besitz zur Urbarmachung und Behauung. Sie statteten die Ansiedler mit manchen Vorrechten aus; namentlich sicherten sie ihnen ungehinderte Ausübung ihres Glaubens zu, worauf unsere Väter ja ganz besonderen Wert legten. Welche Arbeit nun bewältigt wurde, um das Land aus einem meilenweiten öden Sumpf, der nur wildes Gesträuch trug, in fruchtbares Weide- und Ackerland zu verwandeln, vermögen wir wohl zu schätzen, wenn wir, die wir das Gebiet in seiner jetzigen Gestalt kennen, bedenken. Daß alle vorhandenen Dämme und Wälle an den Binnengewässern in ihren ersten Anfängen von den fleißigen Siedlern geschüttet, die erforderlichen Zuleitungsgräben hergestellt und zahlreiche Entwässerungsmühlen erbaut werden mußten. Für den Bau ihrer Häuser benutzten sie wohl etwa vorhandene Bodenerhöhungen, doch mußten sie vielfach erst eine solche Erhöhung herstellen in fleißiger unermüdlicher Arbeit. Wie oft zerstörte ein einziges Hochwasser, sei es durch Bruch der Dämme an Weichsel und Nogat, oder durch Stauwasser aus dem... in kurzer Zeit die Arbeit saurer Wochen und Monate und es galt wieder von vorne anzufangen unter mancher Entbehrung und Mangel. So lesen wir aus dem Jahre 1674, daß am 1. April „5 Brüche gerissen sind, 2 aus der Nogat und 3 aus der Weichsel. Unter den letzten war der bekannte Schöneberger Bruch, der 7 Jahre offen blieb, wodurch die Niederung

so ruiniert wurde, daß die mehrsten Bewohner ihre Häuser verlassen mußten und in andere Gegenden sich das Leben retten. Da sie nach etlichen Jahren, nachdem der Bruch auf königliche Kosten zugemacht war, zurückkehrten, da fanden sie die Häuser und Länder verwüstet, die Mühlen umgefallen, die Schleusen ausgetrieben und die Wälle abgespült." So saßen nun unsere Vorväter auf der dem Sumpfe abgerungenen Scholle, aber nicht als deren Besitzer und Eigentümer, sondern nur als Pächter nach emphyteutischem Recht (Erbpacht), d. h. mit der Verpflichtung, das gepachtete Grundstück in allen Teilen in gutem Zustand zu erhalten und für die Ausnutzung des Pachtgutes eine vereinbarte Summe, Canon genannt, zu zahlen. Die Zeitdauer der Pacht war eine beschränkte, 40, auch nur 29, bisweilen, namentlich in späterer Zeit, noch weniger Jahre. Nach dem in Polnisch-Preußen geübten Brauch durfte der Emphyteute sein Pachtgut verkaufen oder vererben, wozu er jedoch die Einwilligung des Verpächters einholen und dafür eine Abgabe in Geld, Anerbe genannt, zahlen mußte. Die Obristei bestätigte stets die Pachtkontrakte und gewährleistete ihrerseits den Mennoniten alle Rechte, namentlich freie Religionsübung. Die ersten Pachtkontrakte lauteten auf 30 Jahre, der Pachtpreis betrug 52 Gulden und 13 Hühner je Hufe. Wechselte der Besitzer des gepachteten Grund und Bodens, so wurden stets neue Kontrakte aufgesetzt, wenngleich die Zeitdauer der laufenden Kontrakte noch nicht beendet war. Jedesmal wurde der Pachtzins erhöht, was eine erhebliche Mehrbelastung der Pächter bedeutete, die hierdurch wie vielfach auch in andrer weise ausgebeutet wurden. Schwindler und Gauner trieben ihr wesen, wie der Höfling Harberg, der dem König Wladislaw IV. von Polen fälschlich vorspiegelte, daß die Mennoniten sehr reich seien und vielmehr leisten konnten als bisher, worauf der König sich bewegen ließ, demselben ein Mandat zu geben, durch welches Herberg den Mennoniten fast unerschwingliche Geldsummen abpreßte; nämlich 50 Thaler je Hufe, welches 80.000 fl. betrug. Diese Summe wurde durch militärische Exekution beigetrieben, und 1000 Thaler bekam er noch, wofür er ihnen — den Mennoniten — bessere Privilegien auszuwirken versprach, aber nicht Wort hielt. Die Jährlichen Abgaben wurden um 2 Dukaten je Hufe erhöht." Die Neuverpachtung nach abgelaufener Pachtzeit wurde „Einmiete" genannt und kostete die Wiederpächter 600—800, an einigen Orten auch 1000 fl. pro Hufe. Über die Größe der in Händen der Mennoniten befindlichen Ländereien finden wir erst später Aufzeichnungen. In der Mitte des 17. Jahrhunderts besassen sie in der Tiegenhöfer Niederung und im Marienburger

Großen und Kleinen Werder insgesamt u
fähr 530 Hufen. Aus dem Jahre 1772 fi
wir eine Aufzeichnung, nach welcher der B
stand 2038 Hufen und die Seelenzahl 1306
trug. „Nachdem der Betrug des Harberg
dem polnischen König erkannt, hat sowohl K
Wladislaw IV., als dessen Nachfolger Johan
1693 alle Religionsfreiheiten konfirmiert, also
die Mennoniten in der Niederung ebenso r
haben wohnen können wie in der Marien
gischen Ökonomie. Hernach haben sie unter
Kriegsunruhen, Gelderpressungen von Schwe
Moskowitern, Sachsen und polnischen Völ
zwar viels erdulden müssen, doch aber stets,
sei Dank, ihre Gewissens- und Religionsfrei
soviel es in katholischen Ländern erlaubt, e
ten." Die polnische Obrigkeit erkannte den
der Mennoniten als Siedler stets an und
ihnen wohlgesinnt. Manche Kränkung erfu
sie aber von den katholischen wie auch lut
schen Geistlichen. Die in Preußischen Geb
teilen wohnenden Mennoniten wurden hin
her unberechtigter Weise durch Übergriffe
zelner Organe der Obrigkeit mit Maßnah
zur Heranziehung zu Militärdiensten erregt
erschreckt. „Anno 1713 sind viele Hausge
der Mennonisten aus den Gemeinden in
nisch-Preußen nach Preußisch-Lithauen gezo
weil der König von Preußen den Mennon
Gewissensfreiheit verheißen. Sie haben
auch ruhig und sicher gewohnt bis 1717."
sich eine große Erweckung in den Gemein
auftat, die vielleicht verkannt und in falsche B
nen geleitet, eine Verschmelzung der Menn
ten mit den lutherischen Bewohnern herbeifü
erregte dieses das Mißfallen der Behörde,
dadurch glaubte, die Reste der Mennoniten
greifen zu können und junge Leute zum Solda
dienst preßte. In der Eingabe an den Kö
Friedrich Wilhelm I. von Preußen waren
Mennoniten unvorsichtig genug, mit ihrem
zug aus dem Lande zu drohen, wenn sie in ih
Rechten geschmälert würden. Der König
fügte kurzerhand, die Mennoniten sollten
Land räumen; doch wurde dieser Befehl un
hend widerrufen. Im Jahre 1776 finden
die Notiz, daß vor einigen Jahren „40 M
nonitenfamilien mit 210 Personen auf Ve
lassung des Geheimen Finanzrates von B
kendorf in der Neumark im Netzebruch 3
lonien gegründet haben, die zwar wenig
mitgebracht haben, allein ihr fleiß und be
ist viel wert." Dieser Gemeinden wird noch
mal Erwähung getan im Jahre 1826. (S
Menn. Lex.) — Die gemeinsame Not, teils
ligiöser, teils wirtschaftlicher Art trieb die M
noniten fester zusammen. Gemeinsam kämp
sie mit allen gebotenen Mitteln für die bisw

fochtene Religiosfreiheit, obwohl sie unter- der keineswegs in allen Stücken überein- mten. Die Gegensätze zwischen den friesi- und flämischen Gemeinden blieben bestehen. einer Weise, die uns heute unverständlich schlossen sie einander aus und fanden so einen Weg der Verständigung und des dens. Es waren immer nur einzelne über- nde Männer, die ihrer Zeit vorauseilten den Zusammenschluß suchten und erstrebten. n in der ersten Zeit der Ansiedlung entstand it unter den Gemeinden beider Richtungen die Berechtigung, die der Gesamtheit der meinden zugesandten und von ihnen gemein- erstrebten Urkunden der Könige in Ver- rung zu nehmen. Wo ein Anschluß oder tritt gesucht und gewährt wurde, geschah meistens unter der Bedingung der nochma- Taufe in der aufnehmenden Gemeinde. raten zwischen Glieder beider Richtungen e den Ausschluß zur Folge, sofern der eine gatte den Anforderungen der Gemeinde, die aufzunehmen bereit war, nicht entsprechen te. Das Trennende war die Auffassung über gere oder mildere Ausübung des Bannes. der Lehre vom Bann selbst waren sie einig, in der Anwendung des Bannes verschieden. können vielleicht heute kaum verstehen die- starre Festhalten an solcher Lehrmeinung; müssen wir bedenken, welch ernste Absich- derselben zu Grunde lagen. Die Gemeinde rein, fleckenlos sein vor der Welt; als isti Jünger sollten ihre Glieder untadelig deln und durch solchen wandel ihren Herrn nnen. Vor das Forum der Gemeinde kam s, was irgendwie Ärgerniß erregen konnte: wenn ein Bauer sein Gesinde schlug und Schul- den machte, wenn andre die Mode mit Perük- ken u. a., mitmachten und wider die alte Ein- fachheit sich vergingen. Die Gemeinde wachte über Alle und alles und rügte jede Abweichung von Sitte und Herkommen, vielmehr aber noch jede Übertretung der Gebote Gottes und die Lehre der Väter. Betreffs der Heiraten zwischen Mennoniten und Angehöriger anderer Glaubens- gemeinschaften bestand sowohl in Holland als auch hier zwischen den Gemeinden ein Überein- kommen, das diese Eheschließungen anerkannte jedoch bestimmte, „daß diejenigen, die in eine melirte Ehe treten, unter der Gemeindezucht stehen, doch aber wieder in die Gemeinde auf- genommen werden sollten, ohne den Ehegatten mitzubringen.“ — 1664 wurde diese Vereinba- rung erneuert und bestand bis 1784, in welchem Jahre sich einige Gemeinden zusammentaten „und sich der Annahme fremder Religionsver- wandten und Kinder aus Melirten Ehen gänz- lich entsagte.“ Andere Gemeinden waren Weit- herziger, schlossen solche Ehen, nahmen den frem- den Ehegatten auf und bemühten sich, die ob- rigkeitliche Genehmigung zur Erziehung der Kin- der aus solchen Ehen in der mennonitischen Religion zu erlangen. — Erst im Jahre 1859 schlossen auf einer Versammlung zu Ohrloffer- felde die Vorstände der Gemeinden Heubuden, Ladekopp, Fürstenwerder, Ohrloff, Tiegenhagen und Rosenort folgenden „wohlüberlegten Be- schluß: Es soll von heute ab der etwa noch be- stehende Unterschied der genannten Gemeinden, als frisische und flämische, aufhören und als eine vereinte, in einem Sinn und Geist dastehende taufgesinnte Gemeinde sich betrachten.“ —

(Schluß folgt.)

[D]enkwürdige Tage für die Mennonitengemeinden aus alter und neuer Zeit im Monat Juli.

[1]3. Juli 1533. **Ludwig Fest, hervorragen[der] Täuferführer, zu Schwaz hingerichtet.** [We]nig sind der Nachrichten über ihn. Nach der- [selb]en stammte er aus Pinning und suchte in [den] Tagen, da die Tiroler Behörde nach Hut- [ter] fahndete (siehe März), am Berg und bei den [Gru]ben um Schwaz im Innental Glaubensge- [nossen] zu werben. Hier wurde er gefangen und [nach] Schwaz gebracht. Man versuchte, ihn zur [kath]olischen Kirche zurückzuführen, als jedoch [alle]s Bemühen umsonst war, wurde er am obi- [gen] Datum mit dem Schwerte enthauptet. Von [ihm] ist noch eine Epistel vorhanden, darin er [die Brüder] ermahnt, „daß wir nicht eigennützig sein [solle]n untereinander, denn der Geiz sei die Wur- [zel] und der Anfang alles Übels.“ Man schließt hieraus, daß Fest ein eifriger Anhänger der Lehre von der Gemeinschaft war. (Menn. Lex. I. 642.)

13. Juli 1711. **Große Auswanderung der Berner Täufer nach Holland.** Die Lage der Berner Täufer wurde immer schwieriger. Viele, Männer und Weiber, schmachteten in den Ge- fängnissen um des Bekenntnisses willen. Den niederländischen Mennoniten, die damals schon volle Glaubensfreiheit genossen, war dieses wohl bekannt. Sie wirkten auch nicht ohne Erfolg auf die Berner Regierung ein, doch änderte das die schwierige Lage im großen und ganzen nicht. Flüchtlinge aus dem Berner Lande kamen auch nach Holland. Ihre Erzählungen von den über- standenen Leiden, in denen jedoch andere noch schmachteten, veranlaßten die holländischen

Gemeinden zu einer Hilfsaktion, wie sie damals einzig dastand, durch die letzte Vergangenheit aber schon übertroffen ist. Man beschloß, sie herüberzuholen, und zwar auf Kosten veranstalteter Geldsammlungen. Natürlich geschah alles mit Genehmigung der Regierung. Die Zahl der Herüberzuholenden wurde auf 5000 Personen voreingeschätzt. Der Tag der Abreise per Schiff den Rhein herunter nach Amsterdam wurde auf den 13. Juli 1711 festgesetzt. Es waren schließlich jedoch nur 307, dazu 52, die gefangen gewesen waren und von deren Familienglieder man nicht wußte, ob sie mitwollten. — Die Abreisenden mußten der Berner Regierung versprechen, nie wieder in ihr Land zurückzukehren. Schon lagen die Schiffe zur Abfahrt bereit, allein viele zauderten noch, Anstalten zur Abreise zu treffen, obwohl sie bereits ihre Namen und die von Weib und Kindern auf die Listen hatten setzen lassen. Man traute dem Versprechen der Berner Regierung nicht, man war nicht sicher, ob die Lehrer und Ältesten mitdurften, ob man die Kinder mitnehmen dürfe, oder ob diese noch für den kirchlichen Unterricht zurückbehalten würden... Das gab viel zu überlegen, zu fragen und zu tun, besonders noch bei der so kurz gestellten Frist. Daß überhaupt ein solcher Auszug zustande kam, ist ein Beweis, welche Opfer die Leute ihrem Bekenntnis zu bringen im stande waren und wie hart die Unduldsamkeit sie bedrückte. Ohne die erstaunliche Tätigkeit eines Runckel und anderer, wäre die Ausführung nicht möglich gewesen. Die Abreise erfolgte aber doch schließlich am obigen Datum. Daß es trotz des religiösen Trostes den Scheidenden nicht leicht war, davon hebt einer zu singen an:

„Ein Herzensweh mir überkam
In Scheiden über d'massen,
Als ich von Euch mein Abschied nam,
Und deßmals mocht verlassen.
Mein Hertz war bang
Beharrlich lang;
Es bleibt noch unvergessen,
Ob scheid ich gleich,
Bleibts Hertz bey euch,
Wie sollt ich euch vergessen?"

(Ernst Müller, Gesch. der Bern. Täufer.)

19. Juli 1789. Gründung der mennonitischen Ansiedlung am Dnjepr, Chortitzer Gemeinde. So der Pfälzer Kalender für 1927, indessen es im Manuskript des verstorb. Peter Hildebrandt heißt: „Ausgangs Juli", ohne den Tag zu nennen. Von der großen Enttäuschung, welche die ersten Einwanderer an diesem Tage erlebten, wissen alle. Hatte doch Fürst Potemkin das von den Deputierten Höppner und Bartsch ausgesuchte Land im Au-blick für unpassend befunden und den n- Ansiedlern den Chortitzer Plan angew- Das war ein schwerer Anfang, den die eingetroffenen Molotschnaer nicht mehr d- kosten brauchten.

19. Juli 1560. Todestag Claus Fel-gers, eines huterschen Predigers und M-tyrers. 1558 wurde Felbinger in den D- des Evangeliums gewählt und vorgestellt. ersten Tage nach Judica 1560, auf der F- wurde er in der Nähe von Neumarkt in derbayern gefangen genommen, am P- sonntag nach Landshut überführt und do- Ketten gelegt. Man versuchte, ihn der k- lischen Kirche zurückzugewinnen, doch v- bens. Dabei verriet Felbinger ein solch g- liches biblisches Wissen und Verständnis, er allgemeines Erstaunen hervorrief. Auch er Glaubensgenossen angeben. Als er d- nicht tat, ließ der Richter ihn und andere art foltern, daß schließlich der Henker bitte für die Standhaften einlegte. Als je- alles nicht half, wurden Felbinger und Genosse Leiter zum Tode verurteilt un- Landshut enthauptet. (Menn. Lex., S. 637.)

29. Juli 1791 starb der erste Chort- Älteste Bernhard Penner. Im Amte ge- sen von 1790—1791.

31. Juli (nach andern 15. Mai) 1- **Schreiben der holländischen Gemeinden** die russischen Brüder. — Trappa, der r- sche Commissar in Danzig, ist in Amster- gewesen und hat die Muttergemeinden Kenntnis gesetzt, daß unter den Einwande- in Rußland, die damals den Bestimmung- noch nicht erreicht hatten, eine Spaltung schen Fläminger und Friesen einzutreten dr- die russische Kaiserin aber wünsche, alle M- noniten im Lande möchten sich zu einer **meinde** vereinigen und daß sie Freiheit hä- sich untereinander zu verheiraten. Dieses wortscheiben mahnt sehr dringend zu solch Einigung und begründet dieselbe mit Geiste der H. Schrift und auch, daß sie Menno nicht im Widerspruch stehen. „ bitten euch also, liebe Brüder, daß Ihr der Furcht Gottes wollet mit einander legen und es wird uns eine wahre F- sein, wenn wir ins Künftige vernehmen den, daß diese Sache nach dem Wunsche Brüder und Schwestern werde freigelassen Die Mitarbeiter und Aufseher der Onde H- schen Doopsgezinde Gemeinde in Amsterda-

D. H. E.–

(Unser Blatt)

Aus den Gemeinden für die Gemeinden.

Gedanken über die Ordinationsfeier in Chortitza am 22. Mai 1927.

Immer wieder kehren die Gedanken zurück nach für die Chortitzer Gemeinde so wichtigen Stunde. war auch tatsächlich ein Hoher Tag, ein ernst-rliches Fest. Sie waren herbei geeilt von nah fern: die Gemeinde, und das war billig, aber all die Vertreter vieler Schwestern- und Tochter-einden. Wir waren alle vereinigt in unserm hrwürdigen Vaterhause und fühlten uns als eine e Familie. Chortitza verwitwet gewesen, und in er Stunde trat sie in eine neue Ehe, „es war hzeit", wie ein Redner sagte. Die Schrift braucht denselben Ausdruck (Hosea 2), wenn sie von dem hältnisse der Gemeinde zu ihrem Herrn spricht. n der Älteste ist der Beauftragte Gottes, und da f man auch wohl hier so sagen.

Br. David Epp fehlte wohl auch neben all dem ängstigtenden die Wehmut nicht. Wohl selten Leben mag er nachts so lange wach gelegen ha-, als gerade an diesem Tage. Die Vergangenheit vor sein Auge, klar sah er sie, die Zeiten, wo durch heißes Ringen und Beten ging. Er ge-chte gewiß auch seines lieben Sohnes, den er so gepflegt und versorgt hatte und der ihm mit sbruch des Weltkrieges getötet wurde. Wie blu-e damals sein Vaterherz! Der junge Mann war der großen Familie Mennos überall bekannt, seine elmäßigen Besuche, die er weit und breit uner-dlich machte, wurden stets mit Freuden begrüßt. n er hat seine Pflicht getan, nun ruht er. Seine ferstehung in der Ewigkeit wird auch nicht nötig ; denn dort sind wir alle von Gott gelehrt. So e denn sanft, lieber Botschafter!

Doch noch ein anderer Schmerz wühlte in des ders Herz. Nachdem man vor 13 Jahren seinem hne das Leben genommen, hat man in letzter Zeit h seine Tochter getötet. Auch sie, diese lieblich hende Jungfrau, hat bei Lebzeiten ihres Vaters verscheiden müssen. Sie war wohl noch mehr beliebt als der Sohn, war doch auch ihr Beruf unter den Kindern Menno ein anderer. Sie bemühte sich, tiefe Wunden mit zarter Pflege und medizinischer Behandlung zu lindern und wo möglich zu heilen. Sie wurde daher auch von überall besucht, und ohne Rücksicht vertraute man sich ihr an. Sie war eine rechte barmherzige Schwester. — Und ach! Bethanias christliche Liebesleben haben die drohenden Wasserfluten erstickt. Ihr Andenken werden viele Tränen ehren!

Doch dem Vater dieser lieben Kinder gehts, wie jenem Gottesmanne, dem der Herr alles nehmen ließ, nur um es ihm wieder zu schenken. Teilweise hat Br. Epp das am 22. Mai bereits erfahren, und das etwa noch Fehlende wird reichlich nachfolgen. — Die Wege des Herrn sind wunderbar, er führet es aber herrlich hinaus.

E.—N.

Programm

für die Feier der Ältestenordination des Predigers D. H. Epp, die am 22. Mai 1927 in Chortitza unter reger Beteiligung stattgefunden.

1) Gemeindegesang. 2) „Gott grüße dich." Chöre. 3) Einleitung von Pr. Joh. Giesbrecht. Ps. 115. 4) Ordinationsrede von Ält. H. Epp. Matth. 28, 20. 5) „Wann du rufst". Chort. Chor. 6) Gemeindegesang. 7) Ordination von Ält. Isaak Dick. Jes. 66, 10. 8) „Nach dir, o Herr." Einlager Chor. 9) Begrüßungen des Ältesten H. Epp, Pr. Joh. Giesbrecht, Ält. Joh. Martens, Ält. Peter Nikel. 10) „Lob der Güte Gottes." Chort. Chor. 11) Fortsetzung der Begrüßungen: Ält. A. Klassen, Ält. A. Ediger Ält. J. Rempel, Ält. H. Funk und der Prediger. 12) „Anbetung" Einlager Chor. 13) Gemeindegesang. 14) Antrittsrede von D. Epp. 1. Kor. 2, 2. 15) Das „Amen" beider Chöre. 16) Gemeindegesang und Schluß.

Kleefeld, Molotschna.

Wie schön ist es doch, daß wir in einer Zeit le-legt, wo man ein Blatt in unserer Mitte lesen darf, man mit Recht „Unser Blatt" nennen kann. Ist all das, was wir darin lesen, ein Stück von , was uns alle interessiert, bewegt, traurig stimmt, auch hoch erfreut. Wiederholt liest man in nserem Blatt" von Prediger- und Ältestenwahl d Ordinationen, und jedesmal freut sich unser und wird erfüllt mit neuem Mut und neuer aft von oben. Es ist das notwendig, daß in un-Gemeinden hin und wieder solche Feste gefeiert rden. Wie erquickend und herzerhebend ist es, n wir uns auf etliche Stunden losgerissen fühlen all dem Kleinlichen, was uns täglich umgibt.

Ich habe mehrmal Gelegenheit gehabt, auf solchen zu weilen, und — allemal ist mir das Herz wer geworden, und das Herz so manchen Gemein-liedes der Alexanderkroner Gemeinde. Empfand n es doch so sehr, daß auch unsere Gemeinde Ältesten bedurfte. Doch es schien, als würden sere Wünsche unerfüllt bleiben. Nachdem unser I. Ältester Heinrich Koop das Ältestenamt niedergelegt, weil er sich zu alt fühlte, um dieses Amt noch länger zu verwalten, blieb unsere Gemeinde bis auf den heutigen Tag ohne Ältesten. Nachdem unsere Gemeinde innerlich und äußerlich schwere Kämpfe durchzumachen hatte, war sie doch in letzter Zeit so weit herangereift, daß sie den 14. Mai eine Ältestenwahl veranstalten konnte. Unter der Leitung von Ält. A. Klassen, Halbstadt, wurde die Wahl vollzogen. Wohl jedes Gemeindeglied hat unsern himmlischen Vater darum angefleht, er möge uns den Mann zeigen, der für unsere Gemeinde als Ältester bestimmt sei. Unter großer Stimmenmehrheit wurde der Leitende Prediger, Br. Pet. Janzen, Friedensruh, gewählt. Unser Verlangen ist, daß der liebe Bruder, nachdem er fast 2 Jahre schon unserer Gemeinde als Leiter vorgestanden, sich möchte ins Amt einführen lassen, um als Ältester, soviel ihm der Herr Kraft gibt, der Gemeinde vorzustehen. Der Herr segne ihn und seine Familie und schenke uns allen viel Gnade und Kraft von oben, als wirkliche Streiter Christi dazustehen.

D. Unrau.

Ältestenordination.

Am 8. Mai d. J. fand in Rudnerweide die Ordination des neuen Ältesten Abr. Nickel statt. Prächtiges Wetter! Etwas starker Wind, weshalb der angebaute Raum nicht benutzt werden konnte. Rege Beteiligung, so daß die Kirche überfüllt war. Kein leerer Platz. Viel auswärtiger Besuch, darunter vier Älteste (außer der Molotschnaer Kolonie), ebenfalls viel Prediger. Ein Zeichen der Zusammengehörigkeit aller Mennonitengemeinden!

Beginn der Feier: Begrüßung aller Gäste vom alten Ältesten der Rudnerweider Gemeinde, David Nickel. Darauf spricht Ältester P. Nickel über 2. Kor. 5, 20. Besonders hebt er hervor, daß des Sohnes Herz es wagt, die Last, welche das Amt eines Ältesten mit sich bringt, dem Vater abzunehmen. Denselben, den alten Ältesten, möchte die Gemeinde lieb behalten, ihn auf fürbittenden Herzen tragen, damit er einen frohen, angenehmen, schönen Lebensabend genieße. Die Entlastung des Vaters ist eine Belastung des Sohnes. Dieser bedarf der Unterstützung der Gemeinde im anhaltenden und fürbittenden Gebete, gegenseitigem Vertrauen, geduldiger Ausdauer in Liebe.

Die Pflicht des „Botschafter" ist Seelsorge, Jugendunterricht, Leitung, Wohl der Gemeinden und Zeugen überall an Christi statt! „Botschafter" sein ist ein seliger, wenngleich schwerer Beruf. Die Beschwerden desselben werden mit der Kraft Gottes überwunden. Seinen Knechten, seinen Hirten gibt er Ausdauer, Geduld, Liebe und Kraft. Er rüstet sie aus mit den Gaben des heiligen Geistes, daß sie freudig und mutig hingehen und dem Rufe des Herrn: „Weide meine Schafe", willig Gehorsam leisten.

Festrede; Ältester A. Klassen nach Kor. 4, 5—8. Ein großer und wichtiger Tag, den Gott gemacht! Nicht nur für die Rudnerweider Gemeinde allein, die heute einen neuen Ältesten als Hirten von Gott erhält, sondern auch für die ganze Mennonitengemeinschaft in ihrer Zusammengehörigkeit, als eine Einheit in Jesu Christi. Dieses hohe Gefühl ist der Sinn solchen Festes. Bangigkeiten des Amtes, bei rechter Erwägung der Gegenstände, sind zu überwinden auf Grund Jesu Worte: „In dem Schwachen bin ich mächtig." Voll Zuversicht das Herz füllen lassen von der Kraft Gottes, von den Reichtümern seiner Güter, durch völlige und demütige Hingabe in seinen heiligen Willen.

Ordination: Ältester D. Nickel nach 1. Petri 5, 1—7. Verwaltung der hohen Gnadengüter in Taufe und Abendmahl, des Wächteramtes in der Gemeinde, Seelsorge und Leitung ist möglich nur durch Kraft Gottes, geholt von den Bergen, von welchen uns Hilfe kommt zu jeder Zeit. Ein jeder diene mit den Gaben, die er empfangen hat. Ein jeder helfe, so viel er kann und vermag. Ein jeder nicht gezwungen, sondern willig. Denn darin ist die Lust des Herrn verborgen. Das ist nach Christi Sinn. Treue im Kampfe lohnt unvergängliche Ehrenkrone. Alle Gebrechen, Fehltritte, demütig und reuig Gott gebracht, werden herrlich und leicht beseitigt. Beide, Ältester und Gemeinde, ermüde nicht im Gebet. Es ist lohnenswert, gegenseitig sich zurechtzubeten im gläubigen und anhaltenden Gebet. Gott wird erhören und stillen euer Begehren. Die Gemeinde wird den Hirten haben, als einen Haushalter der Geheimnisse Gottes. Der Älteste eine Herde, die sich zu den Brunnen des ewigen Lebens wird führen lassen, um zu trinken daraus umsonst zum Heil für Zeit und Ewigkeit. Gemeindegesang stehend: „Gott ist gegenwärtig." Die Einsegnung: er knieend, die Gemeinde stehend. Man fühlte die heilige Gegenwart Gottes. D[illegible] folgten die Begrüßungen der Ältesten und Vert[illegible] der verschiedenen Gemeinden.

Vor der Antrittsrede des neuen Ältesten trat [illegible] Prediger im Namen aller Gemeindeglieder auf [illegible] erstattete dem lieben alten Ältesten einen Dank [illegible] nach Ebr. 13, 7, welchen die Gemeinde mit Aufste[illegible] bekräftigte. Es wurde besonders betont, welch [illegible] unermeßliche Liebe Gottes es sei, daß der liebe [illegible] D. Nickel 36 Jahre das Amt habe bekleiden dür[illegible] Es sei die fünfte Ordination in der Gemeinde [illegible] Gründung derselben.

Dann sprach der Neuordinierte auf Grund 1. K[illegible] 13, 13: „Nun aber bleibt Glaube, Liebe, Hoffnu[illegible] diese drei; aber die Liebe ist die Größte unter ihne[illegible] Glaube ist die Macht, welche die Finsternis aus [illegible] Herzen vertreibt. Es keimt eine göttliche Hoffnu[illegible] darin, welche Mut gibt zum Siege im Leben [illegible] Kampfes, zur Standhaftigkeit und Ausdauer. Tr[illegible] zur Liebe mit heiligem Triebe, ohne Falsch und o[illegible] Schein, soll die Losung aller sein.

Dem Feste wohnten vier Sängerchöre bei, die [illegible] ihrem Gesange die Feststimmung noch mehr hob[illegible] Auch ihnen gilt ein Wort der Anerkennung. Ha[illegible] Dank dafür. Denket daran „Ein jeder diene [illegible] der Gabe, die er empfangen von unserm Gott!"

Zur Verherrlichung der Ehre Gottes fand a[illegible] am Nachmittage Gottesdienst statt. Ältester Ja[illegible] Lötkemann, Krim, sprach über Phil. 2, 13: „De[illegible] Gott ist's, der da in uns wirket beides, das Wo[illegible] und das Vollbringen, nach seinem Wohlgefallen."

„Aus Gnaden" — wird von vielen als Ruhek[illegible] gebraucht. Das ist falsch. Genügt nicht zur Se[illegible] keit! Zusammenleben der Gnade und des Schaffe[illegible] mit Furcht und Zittern — bewirkt die Seligkeit. D[illegible] ernsten Wollen folgt Vollbringen in ernsten Kämp[illegible] und Beharren bis ans Ende. Die liebliche Über[illegible] stimmung des Ältesten mit der Gemeinde und [illegible] Gemeinde mit dem Ältesten wirket beides, das Wo[illegible] und Vollbringen. Nur Wollen reicht nicht aus. Beid[illegible] Wollen und Vollbringen, nach seinem Wohlgefall[illegible] krönt die Seligkeit aus Gnaden.

Zum Schluß wurde ein Bericht der Reise n[illegible] Sibirien von Ält. Päthkau Memrik erstattet. W[illegible] mancher Mangel wurde mitgeteilt, aber doch [illegible] Hoffnung obenan; es sei Leben in allen Gemeind[illegible] Es sei ein Verlangen nach den Heilsgütern und [illegible] gem geistigen Leben. Ein Hindernis zum Fortsch[illegible] sei die Armut: besonders Mangel an Kleidung [illegible] einzelnen Ortschaften. Deshalb, lieber Leser, [illegible] wird Gelegenheit geboten, zu helfen. Wollen [illegible] aus Liebe zu Jesu tun und unser Scherflein [illegible] tun. Andern aber auch, die es nicht wi[illegible] mitteilen und mit gutem Vorbilde vortun. G[illegible] wird hierin beides wirken: das Wollen und auch [illegible] Vollbringen, nach seinem Wohlgefallen. Lasset u[illegible] handeln nach 1. Kor. 13, 13.

Die Liebe zeigt ohn' Heuchelei,
ob einer neugeboren sei:
ob Gott in ihm wohn' oder nicht,
und ob er sei und bleib im Licht.
Schlecht muß es um den Glauben stehn,
wenn man des Nächsten Not geseh'n
und wie ein Bach vorüberfließt,
draus keine Liebe sich ergießt.
Drum reicht in Bruderliebe klar,
auch allgemeine Liebe dar!
Also gewinnt ihr manchen Feind,
und Gott wird euer höchster Freund!

Einer, der dabei war.

Wie wir die Osterfeiertage verlebt haben.

Nach langer kalter Winterzeit ist nun wieder der Frühling eingetreten. Mildre Lüfte wehen. Die Natur fängt an, sich zu beleben, zu verjüngen. Mit ihr ist aber auch der Mensch erwacht zu neuem Hoffen, neuem Leben. In dieser Zeit des Wieder-belebt-werdens der Natur wird in der ganzen Christenheit das Osterfest gefeiert. Und wir sind auch dabei gewesen. Besonders herrlich war für uns der zweite Ostertag, an welchem wir ein kleines Fest, verbunden mit einem Liebesmahl feierten. Der Charakter des Festes war nicht ein bestimmter. Es war ein Fest im engeren Geschwisterkreise, ein Familienfest. Am Vormittage dienten uns 4 Brüder der Reihe nach mit dem Worte Gottes. Wir wurden an die wunderbaren Wege Gottes erinnert, und auch besonders noch an unsere Ernte des Jahres 1926. Wir wurden reichlich gesegnet. Während der Mittagstafel wurden 2 Gedichte vorgetragen, von einem Knaben: „Groß, frei, rein, treu", von einem Mädchen: „Das schönste Frauenrecht", beide aus „Unser Blatt" entnommen. Ein Bruder las ein Gedicht vor, welches er selbst, wie er sagte, in früher Morgenstunde verfaßt hatte. Ich lasse es hier folgen.

O Herr der Herrlichkeiten,
wie tief stiegst du hinab,
dich ehrten Himmelsheere,
für mich gingst du ins Grab.

O Herr der Herrlichkeiten,
wie viel erduldest du,
für mich mußt du zur Sünde werden,
für mich verlassen Himmelsruh.

O Herr der Herlichkeiten,
auch mir gib deinen Geist,
damit ich preis' nach Würden
dich Herrn der Herrlichkeit.

O Herr der Herrlichkeiten,
wie hoch stiegst du hinauf,
zu deines Vaters Rechten
schwingst du dich freudig auf.

O Herr der Herrlichkeiten,
zu dir laß kommen mich.
Nach vielen Erdenkämpfen
verherrlich mich mit dir.

Während das kleine Volk speiste, erzählte ein Bruder ihnen ein sehr spannendes Geschichtlein. In der Zwischenzeit wurde noch musiziert. Nachdem sich nun wieder alle gesammelt hatten, wurde von der Jungmannschaft und etlichen jungen Schwestern das Deklamatorium „David" vorgetragen. Es machte einen guten Eindruck auf die Zuhörer.

Am letzten Ostertage war Gemeindestunde in Kamenka. Da die Wege noch unfahrbar waren, so waren wir genötigt hinzureiten. —

Die Saatzeit hat begonnen, ist aber unterbrochen worden, weil es regnete. J. Klassen.

Kanzerowka, Orenburg, den 4. Mai 1927.

Choroschy, Sibirien.

Die Ostersonne mahnt mich mit ihrem freundlichen warmen Schein, etliche Worte über das Frühlingswehen, welches nun nach überstandenem sibirischem Winter über unsere Hof, Haus und Felder weht, zu sagen; endlich sind sie geschwunden, die großen Schneehügel, ich sehe Nachbars Fenster, ja sogar ein Wagen fährt die Straße entlang, ohne in der Düne stecken zu bleiben. „Wirds Voreggen wohl gleich nach den Feiertagen gehen?" sagt der Nachbar, die Augen aufs Feld gewandt. Ja, in der alten Heimat ists längst fertig, wir Sibirier aber, die wir so prophetisch veranlagt sind, versprechen uns nach so einem schneereichen langen und strengen Winter, wie er schon seit dem Winter 1918 — 1919 nicht gewesen ist, und bei so spät anbrechender Saatzeit, eine gute Ernte; die Erde hat viel Winterfeuchtigkeit bekommen, und doch wissen wir uns von Gottes Segen, an dem alles gelegen ist, ganz abhängig. Zur Ehre Gottes sei gesagt, er hat uns bisher vor Hunger bewahrt, und das treibt uns, auch ferner seiner gnädigen Güte zu vertrauen. Auch in geistiger Beziehung sorgte der Herr für uns. Es besuchten uns die Brüder Pätkau und Rosenfeld. Viel Segen durften wir unter dem Schalle des durch sie verkündigten Wortes genießen; leider, was die von ihnen unbesuchten Gemeinden auch sehr beklagen, durften sie nicht allen Gemeinden das Wort vom Kreuz bringen. Wir hoffen einen Bericht von ihrer Reise in „Unser Blatt" zu finden. Der Herr vergelte ihnen ihre Arbeit. Ferner dienten uns mit dem Worte zwei Brüder von Samara. Schreiber dieses hatte nicht die Freude, ihrer Wortverkündigung zu lauschen, doch vernehme ich ab und zu von ihnen ausgesprochene Gedanken, welche auch an jenem Tage für den Unfolgsamen und Unbußfertigen Verantwortung fordern werden. Auch ist ein fortlebender Segen bereitet durch den Besuch des lieben Bruders B. Dück, Omsk, welcher unsern Sängerchören unvergeßlich sein wird. Wie sucht der Geist auch durch den Gesang, in welchem der Herr diesem lieben Bruder besondere Gabe geschenkt hat, unserm Meister Seelen zu gewinnen. Wir rufen allen, die uns besucht, auch allen Gläubigen 1. Petri 4, 10 zu, und Judas 24-25. Nun zum Schluß sei dir, unserem lieben Blatt, und den daran arbeitenden Brüdern zur Aufmunterung Philip. 3, 1. gewünscht.; und wir Leser wollen uns den letzten Worten dieses Verses unterstellen, damit auch wir uns „desto gewisser" des Heils in Christo machen lassen. Joh. Dirksen.

Die Redaktion beantwortet den Gruß aufs herzlichste mit 1. Thess. 5, 11.

Kann man dein Christentum auch sehen?

„Ich habe ihre Lehre noch nicht gehört, aber ich habe sie gesehen", sagte ein gebildeter Chinese zu einem Missionar. Und auf dessen erstaunte Frage „Wie so", erklärte er ihm nun: In meiner Nachbarschaft war ein Mensch, der zu den Verkommensten in der Sadt gehörte. Seit einiger Zeit ist er wie umgewandelt: liebevoll, sanftmütig, friedfertig Das fiel mir auf,und als ich mich nach dem Grund seiner Veränderung erkundigte, erfuhr ich, er habe Ihre Lehre angenommen. Ich sehe, daß diese Lehre gut sein muß, und nun möchte ich mit ihr mehr bekannt werden. Lieber Leser, kann man dein Christentum auch sehen? Wenn es rechter Art ist, muß man es sehen können. Sieht man es nicht, so kannst du auch keinen dauernden Einfluß auf andere ausüben, denn ein nicht sichtbares Christentum wirkt eben so wenig wie ein nicht angezündetes Licht. Als Christ ist es aber deine Pflicht zu leuchten. Vergiß es nicht!

Die letzte Nachricht aus Bethania.

Was wir immer nicht für möglich hielten, wogegen unser ganzes Empfinden sich sträubte, wogegen wir mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln gearbeitet, es ist geschehen: „Bethania hat aufgehört zu sein!“ — Wir, unser Volk, unsere Kranken haben kein Bethania mehr! — Ist es wirklich denkbar?!

Am 9. Mai vor Abend wurden die Kranken in Kitschkas auf die Bahn gebracht, um nach Igrenj zu fahren. Ein trauriges Ereignis in der Geschichte unseres Volkes. Der Auszug war ein Leidensweg, mit keiner Aussicht nach Hause zu kommen. Manches Schwere hat Bethania in den 16 Jahren seines Bestehens durchlebt, aber dieser Schluß war das Schwerste. — Die Wehen werden noch nachkommen, für unsere Kranken und auch für unser Volk: für unsere Kranken, daß sie nicht mehr unter Deutschen sind, und für unser Volk, daß es seine Kranken nicht in eine deutsche Anstalt bringen kann. Vom Personal tritt niemand in Igrenj in Dienst. 33 mennonitische Kranke wurden dorthin gebracht.

Soll mit diesem Ereignis das größte Kulturwerk nnseres Volkes untergehen? Wäre es nicht möglich aus den Trümmern etwas Energie herauszuretten und auf den Ruinen des Gewesenen, Durchlebten, Erfahrenen und Gefehlten ein Neues zu erbauen? Das gewesene Bethania wurde aus dem Uberfluß unseres Volkes, nicht aus den Scherflein, erbaut und hat dem Ansturm der Zeitströmung nicht standhalten können. (Hätte damals jeder gegeben was er konnte dann wäre ein viel großartigeres Werk geschaffen worden.) Wie wäre es, wenn nun mal jeder unter uns sein „Scherflein“ beisteuern würde, ob das ni wieder ein Heim für unsere Kranken gebe? Viellei würde solches auch mehr Anerkennung finden das Gewesene. Ich verweise noch auf den Sch von Dr. Tavonius Aufruf zu Gunsten Bethania „Unser Blatt“.

Als Gott zuließ, daß dem verwahrten oder zäunten Hiob alles genommen wurde, was ihm und wert war, da konnte derselbe sagen: „Der H hat's gegeben, der Herr hat's genommen; der Na des Herrn sei gelobt!“ Daß der Herr es war, uns ein Bethania gab, oder die Möglichkeit es bauen, wird wohl jeder zugeben. Daß es der H ist, der uns die Anstalt nahm, nicht nur zuließ, sie genommen wurde, kann ich auch glauben; den Namen des Hern dafür zu loben, so weit bin noch nicht. Da bleibt mir noch viel zu lernen.

Mit solchem Bekenntnis werde ich wohl ni allein dastehen. Möchte es dem Herrn gelingen u dahin zu bringen, daß wir ihn für all sein Tun u seine Zulassungen loben können.

Unsern Gemeinden meinen Gruß!

11. Mai 1927. Jak. Wiebe.

Dr. Thießens Adresse ist für die nächste Zeit:

П.˙о. Хортица, Запорожск. округ, сел. Канц ровка, Ис. Ив. Тиссен.

Meine Adresse:

П. ст. Курман-Кемельчи, Крым, сел. Кодага Я. П. Вибе.

Todesanzeigen.

Am 4. April d. J. starb Prediger **Peter Wiebe**. Er hatte über ein Jahr krank gelegen. Seine Lebenszeit war 48 Jahre. Seine Frau ist auch vor etlichen Jahren heimgegangen. Er starb im Glauben an seinen treuen Erlöser, dem er sich schon vor vielen Jahren ergeben hatte. Er hinterließ 4 Kinder. Sein Begräbnis fand am 10 April statt. Es wur über Luk. 9 52 gesprochen. Möge Gott sein We und seine Arbeit segnen, damit sie Frucht trage f Zeit und Ewigkeit. H. Funk.

Gnadental, Sibirien.

Am 19. April starb in Altonau (Sagradowka) der vielen bekannte **Klaas Harder** in einem Alter von nahe bei 83 Jahren. Seit September v. J. war er bei uns, seiner einzigen Tochter, welche noch auf Sagradowka ist. Im vorigen Jahre zogen drei seiner Kinder nach Amerika. Als die liebe Mutter vor drei Jahren am Schlag fast unerwartet starb, war d Vater noch so ziemlich stark. Seitdem hat er gekrankt.—Fest zu Bett gelegen hat er nur 8 Tag dann starb er im festem Glauben an seinen Erlöse Wir gönnen dem lieben Vater die Ruhe.

Seine tiefbetrübten Kinder Bernhard Penner.

Allen Freunden und Bekannten diene zur Nachricht, daß unser geliebter Sohn **Albert** in Alter von 14 Jahren nach längerem, in letzter Zeit besonders schwerem Leiden (Malariafieber) gestern selig im Herrn entschlafen ist. Wohl trauern wir, doch nicht als solche, die keine Hoffnung haben, denn uns Sohn ging dahin, wo kein Leid noch Geschrei s wird und wo der Herr selbst alle Tränen abwische wird. Die trauernde Eltern

Omsk, Sibirien. Heinrich u. Marie Wall.

Viele Menschen, vielleicht die meisten, springen immer von einem Brett aufs andere. Redet man mit ihnen von der Bekehrung, von der Heilsgewißheit, da sagen sie: „Auf das fromme Schwätzen kommt es nicht an, ich tue meine Schuldigkeit, ich gehe in die Kirche, ich bete usw.“ Also kommt es doch nach ihrer Ansicht aufs Tun an. — Spricht man ihnen ein anderes Mal von den Werken der Katholiken, von denen so viele ihre Seligkeit erwarten, dann sagen sie: „Nein, ich bin evangelisch, ich will von dem Gesetzeskram nichts wissen.“ Aufs Tun kommt's ja nicht an, sondern auf den Glauben. — Da sind sie wieder auf das andre Brett gesprungen. E. Modersohn.

Wanderungen. *)
Atlantic Park.

Schon vor zwei Jahren, als unsere Gruppe mennonitischer Emigranten in Canada ankam, hatte mir fest vorgenommen, einen Artikel zu schreiben, rücksichtslos und oft ungerecht man mit den durchreisenden Mennoniten im Atlantic Park verfährt. Verschiedene Ursachen aber hielten mich damals von diesem Vorsatz ab. Außerdem wollte ich annehmen, nur unserer Gruppe hätte es so schmählich an jenem Orte ergangen, und wollte deshalb Zeit abwarten, um die heißen Gefühle der Aufregung abkühlen zu lassen und später die Sache objektiver zu behandeln. In dieser ganzen Zeit aber ist die Not in Southampton immer schlimmer geworden. Die mündlichen und schriftlichen Nachrichten, die von jenem Tränental kommen, sind zu überwältigend, um gleichgültig zu bleiben zu dem Schicksal der Hinterbliebenen im Atlantic Park und derer, die noch aus der alten Heimat kommen.

Es fehlt nicht an Beweismaterial, um die obenerwähnten Behauptungen zu bestätigen. Wenn es daran läge, wäre die Sache schon besser. Als ich den Artikel № 49 der Rundschau las, wo so vorsichtig und schonend vom Atlantic Park geschrieben wird und eine Mutmaßung geltend gemacht, die unmöglich gleichgültig hinzunehmen ist, dachte ich, es würde eine Erklärung oder Zurechtstellung von Seiten der betreffenden Institutionen folgen. Leider blieb eine schuldige Antwort aus. In einer der letzten Nummern der Rundschau lesen wir von einer Revision, die im Atlantic Park soll vorgenommen werden, und da wäre es vielleicht von Nutzen, wenn dieser Bericht beitragen könnte zu einer gründlichen Revision.

Am nächsten Tage, nachdem unsere Gruppe in Atlantic Park angekommen ist, sollen die Frauen unserer Gruppe gebadet und von den Ärzten besichtigt werden. Zwei Stunden lang stehen sie mit ihren Kindern am kühlen feuchten Septembertage in einem kalten Raum auf Cementfußboden, gekleidet nur in Bademantel und Holzpantoffeln, und warten auf den Arzt. Doch der kommt nicht. Alle werden entlassen verstört, verfroren, mit weinenden, erkälteten Kindern, um Nachmittag wieder zu erscheinen. Wenn die Kinder bis dahin noch gesund waren und klare gesunde Augen hatten, so könnten sie nur durch Wunder später vor dem Arzte in einem gesunden Zustande erscheinen. Wie unser dreimonatliches Kind damals gesund geblieben ist, bleibt uns bis heute ein Wunder. Dem examinierenden Arzt war gute Gelegenheit geboten, erkältete verweinte Augen als trachomverdächtig zu notieren

Abends kam das berühmt gewordene **Kämmen**. Viele, viele unserer mennonitischen Frauen werden dieses Kämmen fürs ganze Leben nicht vergessen können.

Als ob die mennonitischen Frauen die verwahrlosesten von allen Emigranten wären. Und wir dachten immer, die mennonitischen Frauen gehörten zu den reinlichen deutschen Hausfrauen. — Ohne vorher die Haare gut zurechtzukämmen mit groben Kämmen wurde gleich mit dichten Kämmen eingesetzt, um den gefährlichen (?) Schinn vollständig herauszukämmen. Etliche Schwestern, die da kämmten, machten ihre Arbeit natürlich und hatten vielleicht Mitgefühl mit denen, die gekämmt wurden, aber die meisten machten das Kämmen einfach unerträglich. Sie zerrten und rissen so an den Haaren herum, mit solch einer Grobheit, daß sich jeder anständige Mensch empören mußte ob dieser unmenschlichen Behandlung. Es war auffallend, daß gerade die schönen langen dichten Haare besonders immer mit den „Nüssen" behaftet waren und deshalb so gelichtet wurden, daß oft nur ein armseliger Rest auf dem Kopfe blieb. Eine Frau Reimer, etwa 50 Jahre alt, wurde so lange gekämmt, bis sie in Ohnmacht fiel. Sie wurde wieder zur Besinnung gebracht mit dem Trost, sie würde morgen weiter gekämmt werden. Eine Mutter schnitt ihrer Tochter schon vor dem Kämmen das Haar kurz ab, um sie der langen Quälerei nicht auszusetzen. Die Frauen, die alles miterlebt haben, werden noch viel empörendere Einzelheiten von diesem Kämmen zu erzählen wissen. Spät abends, als ich aus der Stadt zurück kam zum Atlantic Park, hörte ich von dem Jammer der Frauen die gekämmt wurden.

Ich ging sofort in den Saal, von wo die verweinten, schon gekämmten Frauen kamen, und sah mir das Treiben aus der Nähe an. Trotz der Proteste der Oberschwester, ließ ich es mir nicht verbieten, als Arzt diese Sanitätsbehandlung anzusehen. Man konnte sich eines tiefen Gefühls der Entrüstung nicht erwehren, wenn man dieses Handwerk von der Seite beobachtete. Eine Schwester machte ihre Arbeit mit einer so auffallenden Grobheit (ich bin Augenzeuge), daß die gemißhandelte Frau vom Sitz aufschnellte, ausspuckte, (sie konnte nicht ein Wort englisch sagen um ihr ihre Entrüstung in Worten auszudrücken und vieleicht ihre Verachtung zum Ausdruck zu bringen über so unmenschliche Behandlung) und das Zimmer verließ mit Tränen der Schmerzen und der Wut. Dafür bekam sie nicht die Bescheinigung, daß sie gekämmt worden war. Als ich um dieselbe bat, wurde sie mir kurzweg abgesagt. Als ich am andern Tage morgens in der Kanzlei Erklärung haben wollte über so ein Verfahren, sagte man mir, wir könnten darüber ganz ruhig sein, diese Frau würde schon aufs Schiff gelassen werden und die berüchtigte Schwester würde wohl ihres Amtes enthoben werden. Obs geworden ist? Den Namen dieser Schwester konnte ich auf keine Weise herausbekommen. Beim Einsteigen ins Schiff „Minnedosa" fragte kein Mensch nach Bescheinigungen, warum man soviel ausgehalten hatte. Es ist eigentlich unverständlich, warum so fanatisch gekämmt wird. Damit kann man doch nicht allen Schinn herauskämmen, mit Herausschneiden der Haare nicht alle Nüsse entfernen und nicht alles Ungezieferer heraustreiben. Für den letzten Zweck verwendet man doch andere Mittel.

Als unsere ganze Gruppe schon auf dem Schiffe war, erhielt ich die Erlaubnis, noch mal ans Ufer zu gehen, um mit Dr. Hummel zu sprechen. Bis dahin war es mir nicht gelungen, mit diesem Herrn zusammen zu treffen. Ich erzählte ihm alles, wie es den Frauen und Kindern am vorhergehenden Tage ergangen hätte wegen dem langen Ausbleiben der Ärzte und auch die Einzelheit vom Kämmen.

Er hörte alles ruhig an und wußte nichts besseres zur Rechtfertigung zu sagen, als daß es eben nicht anders ginge, wenn Tausende von Emigranten durchgesehen werden. Wie, wenn Tausende reisen, dann müssen dieselben eben aus dem Grunde, weil ihrer so viele sind, sich in so einer Art und Weise behandeln lassen? — Wo Tausende von Passagieren

*) **Anmerk. der Red.** Auf Wunsch der Ebentaler Gemeinde bringen wir den Artikel „Wanderungen", der in der amerikanischen Zeitschrift „Mennonitische Rundschau" vom 9. März 1927 veröffentlich ist.

befördert werden, da gibt es auch mehr als Tausende Dollars, so daß man Einrichtungen treffen kann, damit Menschen menschlich behandelt werden können.

Schon vor dem Einschiffen in Southamton wurde den Gruppenführern versichert, daß Frauen und schwächere Personen berücksichtigt würden, wenn solche beizeiten gemeldet würden. Wir taten dieses auch gewissenhaft. Aber wie groß war unsere Enttäuschung später, als wir uns auf dem Schiffe befanden und erst recht auf hoher See: in den gemeindetsten Plätzen (ganz an den Enden des Schiffes) waren die Mennoniten untergebracht. (Dieses hat sich öfter auf dem großen Schiffe wiederholt; die Mennoniten bekamen die minderwertigen Plätze auf dem Schiffe. Missionar J. Wiens, Winkler, wird davon auch zu berichten wissen).

Der Dolmetscher auf unserm Schiffe „Minnedosa" versicherte uns eifrig, er würde alles für uns zum Besten regeln, sobald wir auf offener See sein würden. Aber nichts wurde in den ersten zwei bis drei Tagen getan. Etliche aus unserer Gruppe hatten anständige Kajüten bekommen in dem mittleren Teile des Schiffes. Darunter waren die Gruppenführer und ich. Bald bemerkte ich in unserer Abteilung des Schiffes mehrere nette Kajüten vollständig leer stehen. Und mit einemale erklärte mir einer der Mitreisenden, er sei eben übergeführt worden von seinem schlechten Platze, es habe ihm aber 10 Doll[ars] gekostet (des Dolmetschers „Regelung"). Darauf [g]ing ich zu einem höheren Beamten des Schiffe[s] und machte ihn auf die leeren Plätze unserer Abte[i]lung „K" aufmerksam und bat, dieselben doch de[n] Mennoniten zur Verfügung zu stellen; das erlaub[te] er dann. Als aber dann ein allgemeiner Drang zu[r] Mitte des Schiffes folgte und diese Plätze überfül[lt] wurden, wurde dieser höhere Beamte sehr ungehalte[n] über mein Angehen, als ob ich schuld daran wär[e]. Nur nachdem ich diesem Herrn andeutete, wir wü[r]den es in den Zeitungen in Canada in unsern Rei[]seberichten an die Öffentlichkeit bringen, wie ma[n] mit uns verfährt, wurden sämtliche Passagiere vo[n] den schlechten Plätzen übergeführt in gute Kajüte[n] in der Mitte des Schiffes. Man fand für uns lee[re] Plätze, wovon wir bis dahin keine Ahnung hatte[n]. Von dem Tage an war unser Dolmetscher sehr ve[r]stimmt und ließ sich kaum sehen.

Wenn wir nun noch an die Unglücklichen in So[u]thamton denken, die dort in zwei bis drei Jahre[n] ihre Trochoma nicht können ausheilen lassen, w[o] Familienglieder für Jahre getrennt werden, wo El[]tern oder Kinder der Verzweiflung nahe gebra[cht] werden, angesichts der hoffnungslosen Zustände, [s]drängen sich Gefühle, richtiger Gedanken auf, di[e] nicht loszuwerden sind.

Dr. N. J. Neufeld.

In Gott.

In Gott ist Kraft — in Gott ist Fülle,
In Gott ist Frieden — in Gott ist Ruh,
In Gott ist meine Seele stille,
In Gott verklärt ist, was ich tu.
In Gott quält mich nicht Angst noch Schrecken,
In Gott ist Leben nur, kein Tod.
In Gott kann mich kein Schmutz beflecken,
In Gott zum Glück führt alle Not.

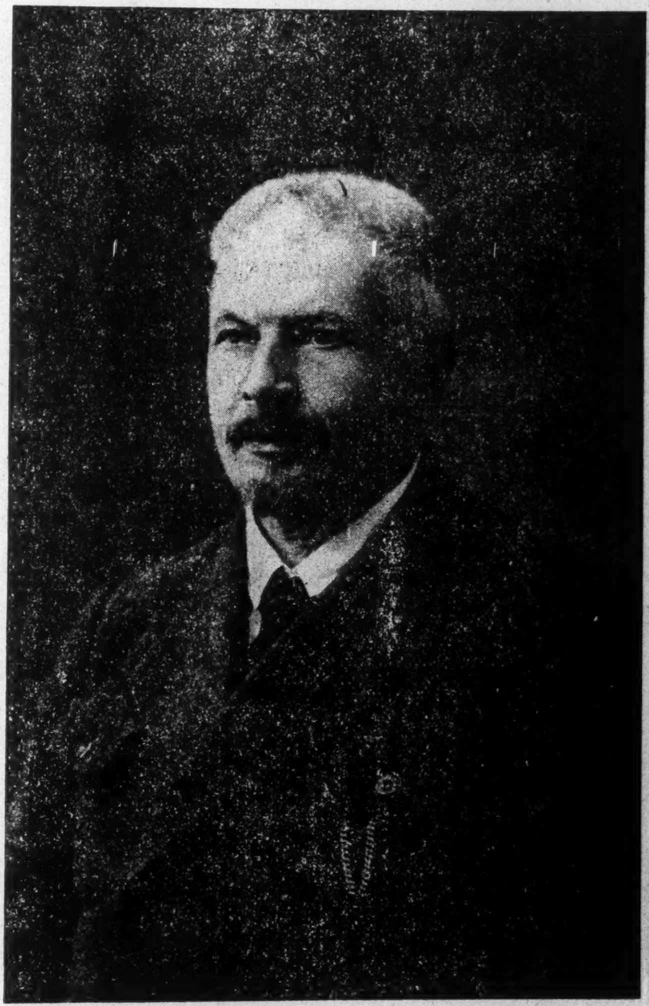
Kein Hungern gibts in Gott, noch Schmachten,
In Gott ist stets die Seele satt —
Verzweiflung kann sie nicht umnachten,
Und niemals wird sie krank und matt.
In Gott ist ewges Frühlingsblühen,
In Gott verwelkt nichts und verdorrt —
In Gott die Sterngedanken glühen,
Und zünden in den Herzen fort.

Helene Rau.

Praktisch muß unser Christentum werden, sonst taugt es nichts; ein unpraktischer Mensch ist zu nichts in der Welt nütze und ein unpraktischer Christ auch nicht. Sieh, jener Hausvater war praktisch, als er am Neujahrstage aus der Kirche kam und sagte: „Mutter, wir haben lange genug wie das Vieh gelebt, wir wollen im neuen Jahr auch wie Christen leben. Von heute an wird über jeder Speise bei Tische gebetet", Und es geschah. Und am andern Morgen machten die Hausgenossen große Augen, als der Hausvater mit der Bibel in der Hand unter sie trat und ihnen das Wort Gottes vorlas und ein Gebet dazu sprach. Jene Frau war praktisch, welche, als sie mit ihrem Manne von einem Missionsfeste nach Hause kam, immer nach dessen silbernen Knöpfen sah und meinte: „Wie viel Segen die wohl stiften könnten, wenn sie die Reise nach Afrika mitmachten, während sie nun nur unnützer Prunk sind", und sie ruhte nicht, bis der Mann die Knöpfe abschnitt und an die Mission sandte. Und jener Christ war praktisch, welcher, als er einen Dieb auf seinem Kornboden traf, denselben mit in sein Zimmer nahm und ihm Butter, Brot und Wurst vorsetzen ließ, damit er seinen Hunger vertreibe, „denn", sagte er, „hättest du zu essen, so hättest du gewiß nicht stehlen wollen", und als endlich der Dieb, dem es garnich[t] schmeckte, nach Hause gehen wollte, lud er ihm einen Sack Korn trotz des Widersprechens desselben au[f] und sagte: „Es ist ja meine Christenflicht, meinem armen Bruder zu helfen! Der hats verstanden, nicht wahr?" Und der Dieb auch, denn er hat hinfort sich stets redlich ernährt. Das sind, lieber Christ, einige Beispiele, wie ichs meine mit dem praktischen Christentum. Andere wirst du hoffentlich selbst dazu machen. Laßt uns endlich einmal praktisch werden in unserm Christentum, und nicht nur christlich reden, sondern christlich handeln, dann wird das Christentum selber gewiß eine Macht werden, die uns in allen Lebenslagen hilft. Darum wollen wir uns abgewöhnen, das Christentum nach den Kenntnissen zu schätzen, sondern wollen es nach den Glaubengaben abwägen und Gott fleißig bitten, daß er uns schenke die Gewohnheit des praktischen Christentums!

Johannes Paulsen.

† Doktor Erich Tavonius.



Dr. Erich Tavonius.

Doktor Tavonius gestorben! — chon wiederholt war diese Nachht in den letzten Jahren durch sere Ansiedlungen geflogen, hatte berall lebhaftes Bedauern hervorerufen und erwies sich dann zu seitiger Befriedigung als falsch. nd nun ist es doch Tatsache georden, nun ist er nicht mehr unter ns, der durch viele Jahre treu auf inem Posten gestanden, dessen ierbleiben uns allen noch so notendig, so unentbehrlich schien! och kein blindes Fatum hat ihn bgerufen, sondern der Herr, von m alle unsere Tage in sein Buch eschrieben sind, der auch unsere eben Verstorbenen uns gegeben nd genommen hat. Von denWeen, die der Herr denselben geführt at, sollen diese Zeilen etwas erählen.

Geboren ist Doktor Tavonius am . Oktober 1872 in einer kleinen estung namens Psebaj im Kubanebiet. Dort lebte sein Vater, ein chwede von Geburt und schwedischer Untertan, als Militärarzt in ussischem Dienst. Seine Mutter war ie Tochter eines deutschen Apotheers — Wetterholz. Als die Jahre es Schulbesuchs für den jungen rich herankamen, befand sich sein Vater in derselben Dienststellung n Gluchow, Gouv. Tschernigow. n dem dortigen Gymnasium hat er Sohn die ersten beiden Klassen esucht, und für seltenen Fleiß und vorzügliches Betragen wurde er mit einem goldenen Belobiungsschreiben versetzt. Als zehnjähriger Knabe verlor er durch den Tod seinen Vater, dessen Gesundheit im Dienste während der mitgemachen Feldzüge gelitten hatte und der bei seinem rühen Tode mit 44 Jahren die Frau mit 5 Kindern: 4 Söhnen und 1 Tochter unerzogen nd unversorgt zurückließ. Die Mutter siedelte n die Heimat, nach Dorpat über, und Erich ezog das berühmte Dorpater Gymnasium. Er eichnete sich auch hier durch seinen Fleiß und eine Begabung aus und wurde aus einer Klasse n die andere mit den besten Zeugnissen als erster Schüler versetzt. Ein Stipendium verschaffte die Möglichkeit seiner Ausbildung, das er von der Quarta an in der Höhe von 100 Rbl. bezog. Ein russischer Kaufmann Schamajew hatte es für Studenten gestiftet, denen 200 Rbl. jährlich als Unterstützung gewährt wurde. Nur ausnahmsweise erhielten ganz besonders begabte Gymnasiasten 100 Rbl. jährlich. Zu diesen Ausnahmen gehörte auch der junge Tavonius, der auch, nachdem er im Mai 1890 sein Aboturium gemacht hatte und zwecks Studiums der Medizin die Dorpater Universität bezogen hatte, als Student dieses Stipendium 4 Jahre lang bezog. Um der Mutter zu helfen, benützte er und sein älterer

Bruder Alexander die Sommerferien, um in den adeligen Häusern der baltischen Provinzen als Sommerhauslehrer zu arbeiten. Schon als Gymnasiasten begannen sie diese Arbeit, und durch die Studentenjahre hindurch wurde sie fortgesetzt. An der Dorpater Universität arbeiteten u. a. damals noch die berühmten Professoren aus der deutschen Zeit der Hochschule: Rauber, Dehio, Zöge, v. Mantheuffel. Die meisten erkannten bald in dem jungen Mediziner den ernsten strebsamen Studenten, der nie ein Kolleg versäumte und der dank seiner Begabung und seines vorzüglichen Gedächtnisses mit seinem Pensum fertig war, wenn der Professor das letzte Kolleg gelesen hatte. So absolvierte er denn die Universität 1895 cum summa laude (mit höchstem Lob). In demselben Jahre erhielt er die Stelle als Arzt im Hospital in Krementschug, Gouv. Poltawa, wo er unter dem tüchtigen Chirurgen, Dr. Bogajewsky arbeitete. Darauf war er kurze Zeit auf einem Gute des Großfürsten Dimitrij Konstantinowitsch bei Mirgorod, welche Stelle er aber bald mit der Stelle eines Semstwoarztes in Nowo=Wassiljewka, Berdjansker Kreis, vertauschte, wo er bis 1900 blieb. Als um diese Zeit der Posten des Leiters des Muntauer Krankenhauses und des Kolonialarztes frei wurde, kam er durch die Vermittelung seiner in der Nähe von Nowo=Wassiljewka wohnenden Freunde Jak. Sudermann und Dav. Dück — Apanlee nach Muntau, wo er nun auch seine Arbeit für immer niedergelegt hat. Doch welch eine Fülle von Arbeit, Erleben und Erfolgen bergen die 27 Jahre in sich, die zwischen seinem Herkommen und seinem Tode liegen. Nur ganz oberflächlich sei Einiges im Folgenden erwähnt. Klein und bescheiden war das Tätigkeitsgebiet des Muntauer Krankenhauses zu Anfang, zudem galt es für den jungen, unbekannten Arzt in fremde Verhältnisse sich einzuleben, sich zurechtzufinden und das Vertrauen zu erwerben. Und kaum war das einigermaßen geschehen, die Arbeit in ruhigem sich weitendem Gange, auch der Hausstand des jungen Arztes durch die Heirat mit der Tochter des Pastors von Prischib, Baumann, gegründet, da kam einige Monate nach dem Tode des Gründers des Muntauer Krankenhauses Franz Walls (im Jahre 1904) das furchtbare Unglück in Prischib, wo bei einem Raubüberfall die Schwiegereltern und die Schwägerin des Doktors getötet wurden und dieser dadurch so erschüttert wurde, daß er zunächst einer Kur in Simferopol bedurfte und dann sich entschloß, diese Gegend ganz zu verlassen und den Beruf eines Chirurgen ganz niederzulegen. Er ging mit seiner Familie in die Heimat, das Baltikum. Nachdem der erste Schmerz und die Erschüt-

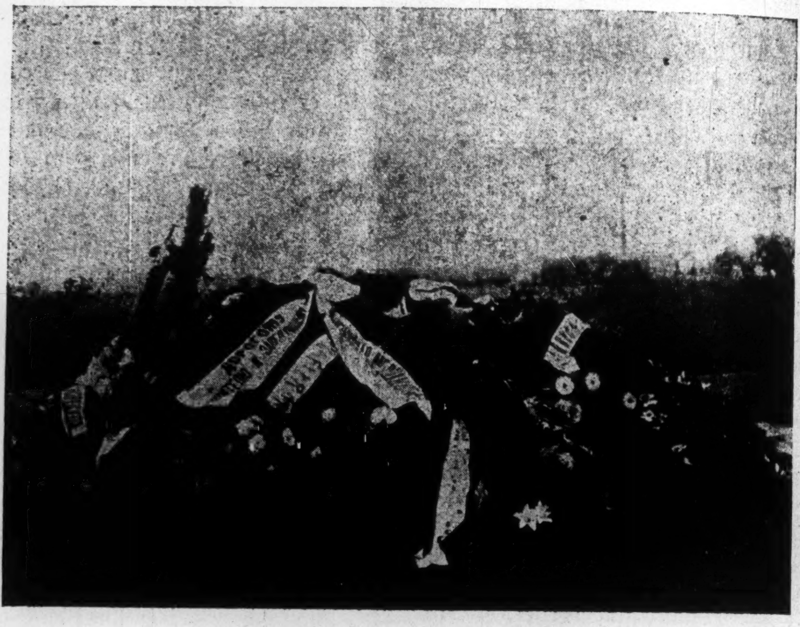
terung sich gelegt hatten, ging er an die Un
versität in Königsberg, um hier Augen=, Nas
und Ohrenkrankheiten zu studieren und dann a
Missionsarzt in die Heidenwelt zu gehen. A
aber die letztbezüglichen Bemühungen nicht Erfo
hatten und nach einem Jahre die Stelle
Muntau noch immer unbesetzt war, ließ er si
durch die Bitten von hier bewegen zurückzukom
men, und im Frühjahr 1906 nahm er die A
beit wieder auf, und nun ging es in rastlos
Arbeit vorwärts. Die Zahl der Kranken wuch
Räume wurden zu enge; ein Anbau und Umba
des Krankenhauses wurde nötig und konnt
dank der Hilfe unseres Gottes, der unserm Vol
Vertrauen zum Arzte und dem Werke, an de
er stand, schenkte, ausgeführt werden. Auch da
kleine Diakonissenwerk, das mit dem Muntau
Krankenhause verbunden gewesen war, erfu
eine Belebung, Erweiterung und Neugestaltun
die zur Gründung des Diakonissenheims „Morija
führte, in welchem Werke Dr. Tavonius Initia
tor und tätigstes Mitglied war und dessen letz
Umgestaltung und Erhaltung als medizinisch
Schule zum allergrößten Teil sein Verdienst is
So war alles voll fröhlichen Wachstums, erfolg
reicher Arbeit, als der Weltkrieg kam und nu
noch einmal seine Tätigkeit als Arzt in Munta
unterbrach. Im Frühling 1915 wurde er mo
bilisiert und kam an die Front als Ordinat
eines Reservelazarettes. Doch nur einige Tag
war er dort, als er durch einen Unfall bei eine
Ritte lebensgefährlich verletzt wurde und selb
als Schwerkranker in ein Lazarett in Zarskoj
Sselo gebracht wurde. Nach seiner Wiederhe
stellung bekam er eine Anstellung in Aschaba
in einem Militärkrankenhause, wo er bis zu sei
ner Demobilisation im Sommer 1918 blieb
Hier hatte er eine erfolgreiche chirurgische Tätig
keit entfalten können, aber für seine Gesundhe
war die große Hitze, die auch nachts im Som
mer im Zimmer nicht unter 21—22 Grad R
ging, nicht gut. Hatte schon das Herz ein
Stoß 1905 bekommen und dann der Unfall a
der Front eine weitere Erschütterung gebrach
so war die andauernde Hitze ein Zermürben de
erschütterten Kraft. Doch die schwersten Jah
standen noch bevor.

Als er 1918 im Sommer nach Hause ka
und mutig an die Arbeit in der alten Umgebun
ging, da ahnten wir nicht, was uns bevorstan
denn der Frontwechsel und die Epidemien u
schließlich die Hungersnot, sind auch an ih
nicht spurlos vorübergegangen. Ja, als auch e
schließlich im Jahre 1920 vom Flecktyphus e
griffen wurde, da schien seine Kraft zum A
schluß gekommen zu sein, aber durch Gotte
Gnade durfte er wieder genesen, und wenn au
die Folgen dieser Krankheit die Herzkrankheit u

Erkrankung der Nerven der Arme nachblie- so konnte er seine Arbeit nach einigen Mo- wieder aufnehmen; allerdings als Inva- Trotzdem war in den darauffolgenden ren eine außerordentliche große Arbeits- zu bewältigen. Immer stärker wurde der rang der Kranken, bei allem Mangel der tandsjahre galt es die gesteigerten Ansprüche befriedigen. Die Zahl der jährlich im Kran- ause behandelten Kranken allein hatte sich hnfacht seit seines Herkommens. Nur kurze olungspausen gönnte der Vielbeschäftigte sich, allerdings in den letzten Jahren häufiger inander folgen mußten, denn die große Mü- eit bei chronischer Schlaflosigkeit bezwangen ßlich doch den Rastlosen. Da kam im Win- 1923 eine Influenza, die den Doktor zum tenmal an den Rand des Grabes brachte. Herz schien versagen zu wollen, aber noch mal trug das körperliche Leben den Sieg da- , allerdings, wie der Kranke vorausahnend e, nur auf ein Jahr. Da der Sommer 26 bei aller Arbeit ganz gut verlief, so ent- oß Dr. Tavonius sich, zu einer Herzkur nach owodsk am Kaukasus zu gehen, und durch e nicht erfolglose Kur angeregt, wurde für kommende Jahr — 1927 — eine Reise nach heim — Deutschland geplant, wo er hoffte, noch gründlichere Kur durchmachen zu kön- , und daran sollte sich dann ein Studienauf- halt in Zwickau anschließen, wo er schon vor Kriege auf einer seiner wiederholten Reisen ks Fortbildung gewesen war. Neue Lebens- pulse, neue Hoffnungen und Pläne erfüllten wieder, und hoffnungsvoller blickten wir in Zukunft. Doch da rief ihn der Dienst zu r Reise nach Melitopol. Bei der unbestän- en Witterung dieses Frühjahrs zog er sich bei eine Erkältung zu und kam am Charfrei- e krank nach Hause. Doch das Fieber fiel wenigen Tagen, und am zweiten Feiertage ch er schon wieder vom Aufnehmen der Ar- . Da bekam er am Morgen des dritten Feier- es einen Herzanfall, eine Entzündung kam zu, und am Freitage, den 29. April, 1 Uhr Minuten, hatte sein Arbeits- und Kampfes- en ein Ende.

Einer von den Großen Männern, die Gott Gnaden unserm Volke hier in Rußland je je geschenkt hat, war nicht mehr. Der vie- geholfen, war nun selbst ein Opfer des To- . Doch wir stehen an seinem Grabe nicht solche, die keine Hoffnung haben: der Herr, ihn nun von hier abgerufen, der hatte ihn schon früher aus der Welt gerufen. Nach sei- nem eigenen Zeugnisse, das er auch noch öffent- lich an seinem 25-jährigen Jubiläumstage, den wir vor 2 Jahren feiern durften, wiederholte, hatte er in der ersten Jahren seiner Tätigkeit in Muntau seinen Heiland gefunden, mit dem zu leben und dem zu dienen nun sein Wunsch war und dessen Blut und Gerechtigkeit er auch auf dem Sterbebette für sich durch den Glauben in Anspruch nahm. Dieser Glaube war auch seine Stärke in seinem schweren und verantwortungs- vollen Dienste und in den schweren Erfahrun- gen, die er in seinem Privatleben durchmachen mußte, und seinem Herrn hat er denn auch auf dem Krankenbette seine im Auslande in einer Heilanstalt befindliche Frau und seine vier zu- rückbleibenden Töchter befohlen, von denen noch drei ihre Ausbildung nicht beendigt haben.

Am Dienstag, den 3. Mai, wurde sein mü- der Leib zur letzten Ruhe getragen, auf dem Muntauer Kirchhofe, den er in den letzten Jah- ren oft erwähnt hat, — wenn er seine Müdig- keit empfand. — Um ihm das letzte Geleite zu geben, waren von weit und breit tausende von Menschen erschienen. Vor der Überführung der Leiche in die Halbstädter Kirche sprach auf dem Hofe des Krankenhauses Pr. Heinrich Harder über das Wort: „Nun, weß soll ich mich trösten!“ In der Kirche wurde dann den vielen, die ihrem geliebten und geschätzten Arzt noch einmal ins Angesicht sehen wollten, hierzu Gelegenheit gege- ben, und um 2 Uhr nachmittags fand auf dem Hofe der Kirche der Trauergottesdienst statt. Es sprach am Sarge Pastor Hahn—Hochstädt, Ältester A. Klassen—Halbstadt, der Schwager des Verstorbenen Pastor Kludt, der Vertreter der K. f. K. Pr. Korn. Martens und der russische Geistliche aus Tokmak. Die Texte: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft, hinfort ist mir bei- gelegt die Krone der Gerechtigkeit“ und „Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben von nun an, denn ihre Werke folgen ihnen nach“ waren dem Empfinden vieler Teilnehmer gemäß. Nun ging der Leichenzug zurück nach Muntau, wo er dem Krankenhause gegenüber Halt machte. Hier wurden nun von Vertretern der Behörde, Verbänden, von Kollegen des Verstorbenen Ge- dächtnisreden gehalten, die einen Eindruck gaben von der Bedeutung und der Lebensarbeit des Verstorbenen. Von hier ging es zum letzten Gange nach dem Kirchhofe, wo oben auf dem Hügel das Grab bereitet war. Dort ruht nun sein Leib, doch das Gedächtnis der Gerechten bleibt im Segen.



Der Grabhügel des Dr. Tavonius.

Begräbnislied,

gesungen beim Muntauer Krankenhaus den 3. Mai 1927.

Melodie: Wo findet die Seele die Heimat.

Wer stillt all die Tränen, die heute geweint?
Den Schmerz, der die Herzen hier alle vereint?
Ist er denn gestorben, ist wirklich es wahr,
Er, der ja so vielen ein Helfer hier war?

Nein, nein: er ist nicht tot, —
Er ging ein zur Ruhe. Er lebt nun bei Gott.

Wie hat er gewirkt hier bei Tag und bei Nacht.
An eigenen Vorteil hat nie er gedacht.
Manch Kranker fand Heilung der Schmerzen durch ihn,
Den armen als Retter er oftmals erschien.

Nein, nein: er ist nicht tot, —
Er ging ein zur Ruhe. Er lebt nun bei Gott.

Er ist nun gegangen, sein Platz blieb uns le
Wir alle vermissen den Teuren so sehr,
Dem war er ein Vater und jenem ein Freu
Und dunkel ohn ihn uns das Leben erschei

Doch, doch: er ist nicht tot, —
Er ging ein zur Ruhe. Er lebt nun bei Go

Der Herr weiß zu trösten, vergessen wir ni
Daß er dieses selbst uns im Worte versprich
Der Doktor, er ward uns vom Tod ni geraubt,
Er darf ja nun sehen, was hier er geglau

Ja, ja: Sein Auge nun schaut
den Heiland, dem hier er gedient und vertra

H.

Im Leiden gilts auf die Hand schauen, die es schickt, auf das Ziel, wohin es uns bringen soll. Viele schauen nur auf die Rute, nicht auf die Hand, die sie schwingt, und kommen darum zu keinem Frieden. Das Vaterherz aber erklärt die Vaterhand. Kein Nehmen von Seiten Gottes, das nicht zugleich ein Geben wäre. Sich läßt er dir. Durch die kahlen, entlaubten Äste des winterlichen Baumes sieht man den Himmel um so klarer. Emil Frommel.

29. April
1927.

Zum Tode Dr. Tavonius.

Der Tod steht lauernd vor der Tür
Und dengelt seine Sense:
„Du Großer, heut gehörst du mir,
Laß winden Totenkränze!

Schon zweimal hielt ich dich umkrallt,
Wollt nehmen Dir Dein Leben,
Doch wich ich stärkerer Gewalt,
Und mußte frei dich geben.

Gerungen haben oftmals wir
An manchem Totenbette,
Doch diesesmal gehörst du mir,
Diesmal ich nicht wegtrete.“

So spricht der Tod und tritt herzu,
Greift nach des Kranken Hände,
Drauf drückt er ihm die Augen zu,
Und alles ist zu Ende. — — —

Ein guter Vater ist nicht mehr,
Ist fort von euch gegangen.
Wie ist das Herz so tränenschwer,
Voll Trauern und voll Bangen!

Wie hat er euch so sehr geliebt,
Gesorgt für euch, geschaffet.
Der Tod jedoch zurück nicht gibt,
Was er dahingeraffet.

Der größte Arzt der Kolonie
Liegt auf dem Totenbette,
Und nun bereitet trauernd sie
Die letzte Ruhestätte.

Wie vielen hat gelindert er
Die Qualen und die Schmerzen.
Jetzt ist er tot — er lebt nicht mehr —
So klagen unsre Herzen.

Verwaist nun steht das Krankenhaus,
Ihm starb des Hauses Hüter.
Gar bange schaut ein jeder aus,
Wie trüb sind die Gemüter.

Die Seele er vom Ganzen war,
Der Pol von dem Getriebe,
Die Aerzte, Hausleut', Schwesterschar
Umfing stets seine Liebe.

Und nicht aus Erz und Marmelstein
Ein Denkmal wir ihm setzen,
Es steht in jedem Herzensschrein,
Und Tränen es benetzen.

Heut bringen Kränz und Blumen wir
Und schwingen Trauerfahnen,
Und durch die ganze Kolonie
Geht es wie banges Ahnen:

„Der Größte unter uns ist tot,
Ein Stück aus alten Zeiten,
Ein jeder helf trotz aller Not
Die Ruhstätt' ihm bereiten.“

Wir glauben, daß ihm aufgemacht
Die Tür zum ewgen Leben;
Sein Tagwerk hier hat er vollbracht,
Dort wird die Kron gegeben.

Denn Jesum hat er stets geliebt
Als seinen Herrn und Meister.
Jetzt Gottes Frieden ihn umgibt
Im Reich der selgen Geister.

Ruth Sturm.

Mancherlei Fragen und allerlei Antworten.

Was können christliche Eltern tun, um ihre Kinder zur Wohltätigkeit zu erziehen?

Die Antwort lautet: Tue deinem Kinde die Augen auf, damit es fremde Not sieht und mitfühlt. Nimm jede Gelegenheit wahr, da dein Kind sich im Wohltun üben, da es im Dienste der Nächstenliebe etwas tun kann. Einen sehr empfehlenswerten Weg hatte die Mutter des bekannten Pastors Funke eingeschlagen, indem sie ihren kleinen Otto und seinen Bruder das Essen zu armen und kranken Leuten tragen ließ. Freilich ernteten die jungen Wohltäter dabei den Spottnamen „die Raben des Elias", aber sie trugen gewiß nicht sehr schwer an diesem Spotte; sie empfingen bei diesen Besuchen mehr, als sie gaben; sie bekamen einen Einblick in das Elend der Armen und Kranken, sie wurden zufriedener mit ihrem eigenen Lose und dankbarer, sie lernten an andere denken und für andere sorgen.

In manchen Häusern besteht die schöne Sitte, Weihnachten eine Bescherung für Arme zu veranstalten. Sollen da etwa auch die Kinder zu den Gaben beisteuern? Nun, es wäre gewiß nicht vom Übel, wenn ihnen von ihren Eltern nahegelegt würde, von ihren Spielsachen etwas für ein ihnen bekanntes armes Kind unter den Christbaum zu legen, oder die Armen in ihren Häusern zu besuchen und für sie Bringer der frohen Botschaft zu werden. Da bittet ein vorüberziehender M... um ein Überbleibsel vom Mittagessen. Laß d... dein Töchterlein dem Hungrigen den ihm ... dachten Teller Suppe bringen. An dem war... Blicke, an dem herzlichen „Vergelt's Gott", ... welchem der Arme dankt, merkt das Kind et... von der Wahrheit des Wortes „Geben ist se... denn Nehmen". Und wer weiß, ob es das nä... Mal nicht schon selbst bitten wird, den hung... den armen Reisenden speisen zu dürfen.

In einigen Dörfern hat sich die Sitte ei... bürgert, die „Sonntagseier", d. h. die am So... tag gelegten Eier, am Montag von Kindern s... meln zu lassen, wobei der Erlös vom Verkauf ... selben zur Unterstützung der Armen geht. ... Eltern sollten ihre Kinder auch hierbei unterstü... indem sie diese sammeln lassen, aber beim S... meln ihnen auch etwas geben. Wohlgeme... Eltern, welche ihre Kinder frühzeitig zum W... tun anhalten, erweisen damit ihnen selbst ... größte Wohltat. Sie unterdrücken in ihnen ... stärkste Verderbensmacht: die Selbstsucht. ... üben sie in der schwersten Tugend — der Sel... verleugnung. Sie fördern in ihnen die sieg... teste Segensmacht — die christliche Nächstenlie...

Antwort

auf die Frage in „Uns. Bl." Nr. 7: „Welches ist die mächtigste Waffe in den Händen Satans"

Mit Hilfe einiger Schriftstellen möchte ich sie beantworten.

Das Schweigen eines begnadigten Sünders von der Vergebung seiner Sünden, Luk. 19, 40; Apost. 18, 9. Wer schweigt von seiner Vergebung, gibt dem Satan die mächtigste Waffe. Weiter, **Bekenne vor Menschen Gottes Liebe** in Christo. Luk. 12, 8; Matth. 10, 32; Röm. 9, 10; 14, 11; 1. Joh. 4, 2; 2. Joh. 7; Ebr. 13, 15. Biblisch und praktisch zu besehen ist klar, daß niemand, der nicht vom neuen geboren worden, das Reich Gottes sehe und hineinkomme. Ein Kind, das nicht Leben bringt, wird begraben, und was keinen Laut von sich läßt, da ist wenig Hoffnung, kann wohl künstlich etwas geholfen werden, aber ohne Hoffnung ein großes Werkzeug zu werden.

In der ersten Zeit der Christenheit waren ... meisten von Herzen wiedergeboren, aber sie ... gen an zu schweigen, sagten es nicht den Ve... renen; dann schwand das öffentliche Gebet, ... Satan bekam die mächtigste Waffe in die Hä... Das Leben in Einzelnen, in Familien und G... meinden verlor seine Widerstandsfähigkeit. ... Waffen waren aus den Händen gefallen. Gl... ben wir nur ganz bestimmt, daß der Sata... darin die mächtigste Waffe hat. Wenn alle K... der Gottes schweigen und nicht bekennen sollte... würde dann das Reich Gottes gebaut werde... Ja, dann wären wir am Ende. Schweigen ... Gnade und Vergebung der Sünde ist die gr... Waffe Satans.

Korn. Martens, Kuban.

Christliche Erzählungen.

Unterlassungssünden.

n Nr. 5 „Unseres Blattes" wurdest du, r Leser, ernstlich darauf hingewiesen, wie nötig es sei, mit dem alten Schutt im en aufzuräumen, denn anders könne es icht so recht in den Besitz des köstlichen dens, des Seelenfriedens gelangen. Das ein ernstes Wort, und gebe Gott, daß es nicht nur **ums** Herz, sondern **durchs** Herz ngen sei, wie es weiland den Zuhörern Pfingstpredigt des Petrus (Apostg. 2. 37) g. Heute möchte ich dir den Spiegel der sterkenntnis wiederum vorhalten mit der ichen Bitte: „Freund, schau hinein und e dich, ob die nachfolgenden Zeilen dir s zu sagen, dich an nichts zu erinnern n. Und sollte das wirklich der Fall sein, orge doch dafür beizeiten, daß es mit dir in dieser Hinsicht anders werden möchte. bitte dich, tue es. Und nun höre!

Ganz vergnügt kam sie aus der Andacht: ß auch immer der alte X. predigen muß! hat doch einmal kein Rednertalent (der e Penner kann es viel besser) — und so f spricht der Alte, daß einem die Worte Pfeile ins Herz schießen, und das tut weh." „Nicht die Tatsünden sind es, welche die ten Menschen ins Verderben bringen wer- — nein, die vielen, vielen Unterlassungs- en werden es sein", so hatte er heute ge- . Sonderbare Ansichten!

„Sag mal, Suse, was dachte sich unser r heute, als er von den Unterlassungssün- redete", so fragte sie ihre Freundin auf Heimwege aus der Versammlung.

Diese sah sie aus ihren freundlichen Augen s erstaunt an, dann sagte sie langsam: n, ich denke über eine Tatsünde erschrecken und tun Buße und suchen Vergebung. r die Unterlassungssünden beachten wir nicht, — und erst in Ewigkeit werden wir gewahr werden, daß wir viel, ach so viel äumt und vielleicht eine Seele gemordet en."

„Was redest du, Suse! Seelenmord? Das zu stark!" Ihre Stimme klang scharf, und eller, als sonst, ging sie nach Hause. Ein es verhärmtes Gesicht, das der Witwe ßen, die in einer Erdhütte am andern e des Dorfes wohnte, stand plötzlich vor ihrer Seele. „In dieser Woche muß ich sie nun wirklich mal besuchen", sagte sie leise vor sich hin, als sie ins Haus trat.

In letzter Zeit hatte sie immer wieder an die arme Frau mit ihren acht hungrigen, halbnackten Kindern denken müssen. Ja gestern Abend überkam sie ein solches Angstgefühl, daß sie fast, es fehlte nicht viel, noch hingegangen wäre; aber sie hatte gerade ihre warmen Hausschuhe angezogen, zudem sah es nach Regen aus — und sie war eine durchaus nüchterne Frau, die sich nicht von „Ahnungen" und „Stimmen" leiten ließ, — nein, das ist schwärmerisch und ungesund — sondern nur von Gottes Wort und ihrem gesunden Menschenverstand. Freilich, Gottes Wort fordert, daß man die Witwen und Waisen in ihrer Trübsal besucht, — aber — aber, es braucht doch nicht gerade heute zu sein. Nächstens wird sie ihre Geschwister auf jenem Ende des Dorfes besuchen, und bei dieser Gelegenheit auch bei der Witwe Goßen angehen. Ein andermal — mit diesem Gedanken setzte sie sich an den Mittagstisch.

Doch eine Stimme sagte in ihr: „Nicht Mittwoch, nicht morgen, heute, jetzt!" Es ist doch etwas sonderbares um diese Stimme des Herzens. „Ich habe dir etwas zu sagen. Ich habe einen Auftrag für dich, Ich — der Herr."

Sie aß ihr Mittag, sie ging zur Bibelstunde — dort hörte sie das Wort vom großen Meister, dem man gehorchen muß, aber sie gehorchte nicht.

Am nächsten Morgen eilt die erschreckende Kunde durchs Dorf: „Die Witwe Goßen hat sich des Nachts erhängt." Niemand hats gesehen, wie das bleiche Weib, Verzweiflung in den Augen, in nächtlicher Stunde geklagt und gezagt, wie sie gerungen und geschrieen, und bei Anbruch des Tages kurz entschlossen, diesen schrecklichen Schritt getan. Jetzt eilte alles dem Witwenhäuschen zu.

„Nein, das hätte ich doch von ihr nicht gedacht," sagt jemand aus der Menge, und wir erkennen in ihr die Sprecherin von vorhin, „sie wollte doch auch eine Christin sein, nun kommt sie nicht in den Himmel." So sprach sie und überhörte dabei die Stimme

des Herzens, die zu ihr redete: „Ich bin hungrig gewesen, und du hast mich nicht gespeist.“

Ja sie überhörte die Stimme des Gewissens, die in ihr die Worte der gestrigen Predigt wachrufen wollte: „Nicht die Tatsünden sind es, welche die meisten Menschen ins Verderben bringen werden, sondern die vielen Unterlassungssünden.“

Könntest du sie zählen, die Wellenkreise, welche durch deine Unterlassungssünden entstanden sind? Hier ists ein armes Kind, dem du ein Kleidungsstück hättest geben können — du hast es nicht getan. Dort hättest du, laut heiliger Schrift (Hes. 18, 7), dein Brot Hungrigen mitteilen können — du hast nicht getan. Auf einer dritten Stelle hä du durch ein freundliches, aufmunterndes W ein zerschlagen Gemüt aufgerichtet oder tränendes Auge trocknen können — du es nicht getan. Freund, wer du auch willst du's dir von deinem Heilande jetz der Gnadenzeit nicht sagen lassen, wo **wann** und **wie** du es versäumt hast, L auszustreuen und Gutes zu tun? O denk die Worte des Apostels Jakobus (Kap. 4, werde stille zu deinem Gott und bitte: R Herr, Dein Kind höret!

Gefunden.

(Aus dem Russischen.)

Langsamen und müden Schrittes ging er auf der breiten Straße einer unserer Großstädte. Neben ihm gingen ebenfalls viele Menschen, die sich fast alle nach dem großen Stadttheater drängten, das mitten in der Stadt stand. Große Anschlagzettel an Telephonstangen und Häusern luden alle ein, ins Theater zu kommen, jedem eine volle Befriedigung in der Vorstellung großer Schauspieler versprechend. Auf den ebenen Steinen der Straße rollten schnell Wagen und Automobile dahin. Die untergehende Sonne warf auf alles, was nicht im Schatten der Häuser lag, ihre letzten Strahlen. Und auch sie, die immer Leuchtende, als ob sie das allgemeine Gedränge nicht stören wollte, eilte, sich hinter dem Horizonte zu verbergen. Er allein teilte nicht das allgemeine Treiben. Langsam ging er seines Weges. Er eilte nirgends wohin. Die Vorübereilenden blieben manchmal stehen und warfen fragende Blicke auf ihn, schüttelten mit dem Kopf und eilten weiter. Er aber ging, als sähe er dies nicht, und wenn sie ihn gefragt hätten, wohin und warum, so hätte er nichts geantwortet, da er selbst weder Ort noch Ziel seiner Wanderung wußte. Er hörte den fröhlichen, scherzenden, auch ernsten Reden der Menschen zu und konnte nicht anders, er mußte denken: Warum kannst du nicht auch so sein, wie sie? Er aber konnte es nicht ergründen. Sie alle hatten gewiß ein gemütliches Heim, und er hatte es nicht. Ihnen war es anzusehen, daß sie alle genug Mittel zum Leben und auch noch zu Vergnügungen hatten. Und was hatte er? Er hatte nur zwei Kopeken. Er seufzte tief und schwer. Sein Herz zog sich bis zum Schmerz der Verzweiflung zusammen, und aus seiner schwachen Brust entriß sich ein lauter Ruf: „O G Wo ist die Gerechtigkeit?“ Die neben ihm henden Menschen sahen ihn verwundert Gleich darauf kam auch eine unbekannte P son auf ihn zu und drückte ihm eine Sil münze in die Hand. Wieder ging er lang weiter. Die Münze gab er einem Bettler, laut um Hilfe rief, und dann lenkte er in e Nebengasse ein, die ihn zu dem äußern Vor der Stadt führte.

Er ging langsam, aber seine Gedan flogen. Er erinnerte sich an seine gold Kindheit, da noch Vater und Mutter leb Wie schön war es damals. Er erinnerte auch an die folgenden Jahre seines Lebe Er war Student, lernte auf der Hochsch offenbarte große Fähigkeiten, und man prop zeite ihm eine glänzende Zukunft. Wo nun dies alles? — Zerschlagen, müde des bens und ohne Heimat irrte er auf den St ßen einer fremden Stadt. Seiner wartete ni Gutes in der Zukunft. Alles war ihm du und freudenleer. In diesem Augenblick be er eine Brücke, die über einen kleinen, tiefen Fluß führte, der durch die Stadt Wie wenn er sich überzeugen wollte, welch art er hiehergekommen, blieb er stehen, augenblicklich verschwanden alle seine Ged ken aus der Vergangenheit. — Er trat das hölzerne Geländer der Brücke und ric seine trüben Blicke auf das Wasser. Vor chen Tagen war er auch hier gewesen, nicht allein, sondern mit seinem Freunde. standen damals auf derselben Stelle und rieten, wie sie ihr Leben besser einrichten kö ten. Eine große Aufgabe, die sich schwer sen ließ, stand damals vor ihnen. Sie hoff

…be für sich bald gelöst zu haben, als plötz-
das Geländer, auf das sie sich gestützt
…n, nachgab und mit Geräusch den einzi-
Freund in die Tiefe hinabriß. Gestern
er ihn begraben, seinen einzigen Freund.
…en flossen über seine abgezehrten Wangen,
sein Herz krampfte sich zusammen: „Es
…les aus, ich gehe auch zu ihm", sagte er
…tterster Verzweiflung. Sein Blick fiel auf
Geländer der Brücke, es war jetzt neu
stark. In diesem Augenblick betraten die
…e zwei junge Männer, die lebhaft mit-
…nder sprachen. Als sie sich ihm näherten,
einer von ihnen: „Bruder, komm mit
in die Versammlung, es fängt an zu reg-
und du kannst dich hier erkälten. Komm!"
er ging mit ihnen. Die Reise zu seinem
…nde ins Jenseits verlegte er auf ein ander-
Der Weg war nicht weit, und nach fünf
…uten kamen sie an die Tür des Versamm-
…shauses. Als sie die Tür geöffnet, kamen
einen großen Betsaal, der schon ganz mit
…schen gefüllt war. Alle Plätze waren be-
und sie mußten, nachdem sie sich durch die
…ge gedrängt, an der Wand stehen bleiben.
…undert schaute er die ihm ganz neue Umge-
an. Am andern Ende des Saales prangte
…er Wand die Inschrift: „Christus ist auf-
…nden", in grünen Zweigen, und er erin-
sich, daß heute die ganze christliche Welt
Auferstehung Christi feiere. Er wendete
…n Blick auf die Besucher dieser Versamm-
… Geistesfülle strahlte von ihren Gesichtern,
auf ihn eine beruhigende Wirkung aus-
… Ernst waren auch seine Begleiter in be-
andächtiger Weise neben ihm.
Der Chor stimmte ein Lied an, und alle er-
…n sich. Er aber fing an, auf die Worte des
…s zu merken. Wunderbare Worte waren
Sie charakterisierten so ganz seinen Herzens-
…nd: „Bald, du müder Wanderer, endigt dein
…; bald darf dein Herze ruhn. Nah ist dein
…ser, fürchte nicht, unter seinem Schutze nichts
…icht. Alle deine Leiden weiß und sieht er;
…e nur ein wenig still. Nah ist dein Erlöser,
…te nicht; unter seinem Schutze nichts gebricht.
…e ewige Verheißung kann nichts ändern. Er
seine Hilfe bereit. Nah ist dein Erlöser,
…te nicht; unter seinem Schutze nichts gebricht."
der große Text, der über den Sängern an
Wand hing, bestätigte die Wahrheit des ge-
…enen Liedes. Er lautete: „Kommt her zu
alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich
euch erquicken." Nun trat der Prediger auf
Kanzel, aus dessen Munde sich eine leben-
Rede ergoß. Warm und geistvoll klangen
Worte und ergriffen die Herzen der Zuhörer.
seiner Rede erzählte er von dem ewigen Er-
löser seines Volkes, wie er dasselbe schützt und wie er die Menschen auch in den freudeleersten und schwersten Stunden des Lebens nicht verläßt. „Dieser Freund", sprach er, „ist allen zugänglich. Jeder von uns kann ihn haben, wenn er ihn wünscht. Und wer da wünscht, daß sein Leben im Strome der Zeit friedevoll seinen Lauf vollende, daß sein Lebensschifflein von den Wellen und Wogen der Ungerechtigkeit und Unwahrheit nicht umgeworfen werde, der komme zu ihm. Eine wahre Zufriedenheit, der bleibende Friede und die nie endende Freude sind im Leben ohne diesen Freund unerreichbar. Teure Brüder und Schwestern, an diesem Abend erinnern wir uns an die historische Tatsache der Auferstehung Jesu Christi. Christus ist in die Welt gekommen, uns das geistliche Leben zu schenken. Mit seinem Leben und Leiden auf Golgatha hat Christus bewiesen, welche Liebe er zu der verlorenen Menschheit hat; sein Kreuzeswort: „Es ist vollbracht", spricht dafür, daß seine Mission, die Rettung der Menschheit, vollendet ist. Seine feierliche Auferstehung als Sieger gibt uns die Möglichkeit und Kraft, ihm nachzufolgen, und in seiner Kraft siegen wir über alle Schwierigkeiten des Lebens und über den Satan, den Feind unserer Seele. Gehen wir zu ihm und sagen wir ihm, was unser Herz beschwert. Bringen wir ihm unsere beladenen Herzen. Nicht die Welt, nicht unsere Freunde, nichts und niemand kann uns Ruhe geben, als Jesus allein. Hat er doch gesagt" — dabei wies der Prediger mit der Hand auf den Text an der Wand: „Kommt alle her, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken." Er befriedigt alle, dich und mich. Gehen wir zu ihm, beugen wir unsere Knie und Herzen vor ihm. Wir beten." Alle Versammelten beugten die Kniee, und aus dem Mund und Herzen vieler ergoß sich ein Gebet um Erquickung. Viele dankten laut für die Erhörung ihrer Gebete. Und er? Er lag auf den Knieen, und seine Lippen sprachen ein Gebet, das von Weinen unterbrochen wurde. Er betete: „Gott, ich kannte dich so lange nicht. — Herr, ich habe so viel gelitten, weil ich dich nicht kannte und nicht hatte — ich hatte viel im Leben, aber was half es mir — und jetzt habe ich die Botschaft von dir gehört, wie du alle zu dir rufst — auch mich, ich komme zu dir und bitte dich: Gib mir Frieden und Ruhe für meine Seele — du bist doch der Erretter, errette mich. Herr, nimm mich an, errette..." Er endigte sein Gebet, wurde aber so schwach, daß er zusammensank. Er fühlte, wie mit ihm etwas Großes, Wunderbares vorging: in seiner Seele wurde es heller und heller. Er fing an, zu begreifen, daß er das empfing, was er erbeten und was seinem Leben bis jetzt gefehlt hatte.